Der Verfasser.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

C
Bibl. z. B. m 229

Meine Erlebnisse in Deutsch-Südwestafrika 1913-1916

110 92 k

Tagebuchblätter von H. W. Kaufmann

Bonn 1916.
Verlag von Johannes Schergens.

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
DFG

S17/11956

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Vorwort	3
Übersichtskarte von Deutsch-Südwestafrika	4
Die Ausreise nach Südwest	5
Die Beschaffenheit des Landes	8
Der Farmer	14
Die Eingeborenen	17
Ausbruch des Krieges	21
Raubzug der Buren durch Südwest	46
Meine Heimreise	84

Paul Rost & Co., Bonn, Steenstraße 102

48/5707

Stadt- u. L[illegible]-Bibl. Frankfurt/Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

UB

DFG

Vorwort.

Im Juni 1913 fuhr ich nach Deutsch-Südwest-Afrika zum Besuch meiner Kinder, die auf Farm Lievenberg bei Otjimbingwe wohnen.

Seite
3
4
5
8
14
17
21
46
84

Am 1. August 1914 stand ich reisefertig zur Rückfahrt nach Deutschland. Durch Ausbruch des Krieges wurde ich daran verhindert. Es blieb mir nichts anderes übrig, als abzuwarten, bis der Krieg beendet sei oder eine Gelegenheit zur Rückfahrt sich biete.

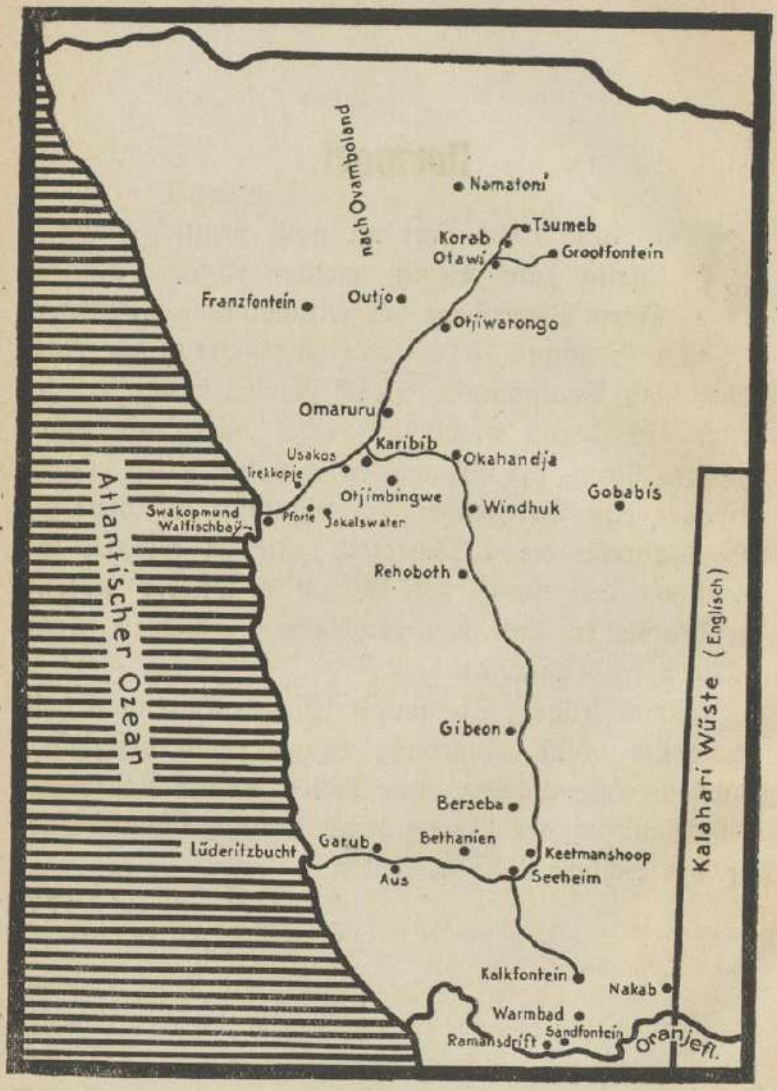
Während dieser Wartezeit hatte ich reichlich Gelegenheit den Gang der Dinge in unserer Kolonie zu beobachten und das Ergebnis in meinen Tagebüchern niederzulegen.

Meine frühere Sympathie für das Burenvolk habe ich dabei völlig eingebüßt und deshalb beschlossen, durch Veröffentlichung eines Teiles meiner Tagebücher den Raubzug der Buren durch Deutsch-Südwestafrika in das richtige Licht zu stellen.

Der Herausgeber.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Übersichtskarte von Deutsch-Südwestafrika



zu den in diesem Buche angeführten Orten und Eisenbahnen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Ausreise nach Südwest.

Am 24. Juni 1913 fuhr ich mit dem Dampfer Windhuk der Woermann-Linie nach Swakopmund, wo ich am 20. Juli nach einer ruhigen Fahrt landete. Der Zweck meiner Reise war, meine seit sechs Jahren nach Deutsch-Südwestafrika verheiratete Tochter und ihre Familie zu besuchen, auch mir die in der Heimat so viel besprochene Kolonie gründlich anzusehen. Ich hatte mir dazu ein volles Jahr Zeit in Aussicht genommen, um zunächst auf der Farm meines Schwiegersohnes Fritz Redecker, Lievenberg b. Otjimbingwe längere Zeit zu verweilen, dann aber auch das Land weiter, besonders den Norden, der mir als besserer und fruchtbarerer Teil bekannt war, zu bereisen.

Bei dichtem Nebel ankerte unser Schiff auf der Rhede von Swakopmund, wo wir die Landungskarten zu lösen hatten. Wegen der der Küste vorgelagerten Sandbarre kann kein größeres Schiff sich der weit ins Meer ragenden eisernen Landungsbrücke nähern. Personen und Güter müssen daher durch Leichter an Land geschafft werden.

In einem hölzernen Kasten werden sechs bis acht Personen verstaut, sitzend und stehend, der dann mittelst Dampfkrahn hochgezogen und über Bord in den seitlich liegenden Leichter befördert wird. Dieser wird dann mittelst vorgespannter Barkasse zur Landungsbrücke befördert, wo man auf gleiche Weise wieder auf die Brücke hochgezogen wird. Ebenso mühsam wurden auch Gepäck und Güter an Land befördert. Zur Zollrevision wurde alles in und an den Güterschuppen gebracht.

Wir hatten an diesem und an dem folgenden Tage Zeit genug, uns den Ort Swakopmund anzusehen, welcher weit ausgedehnt, schöne Häuser, modern ausgebaute Hotels, eine schmucke evangelische Kirche und Pfarrhaus, großes Schulgebäude, Post- und Telegraphengebäude, Bezirksamt, Kriegerdenkmal und manches andere Sehenswerte aufweist. Gepflasterte Straßen gibt es nicht. In dem tiefen Sand liegen Schienenstränge, auf denen die Trollycars den Transport vermitteln. Die Luft hier am Meeresstrand ist noch feucht und salzhaltig, wodurch alles, was Eisen heißt, leicht rostig wird, aber schon einige Kilometer weiter in der Namib muß man diese Wohltat entbehren. Sand, Sand und nichts als Sand und Steine bot uns die 80 bis 100 Kilometer breite Namib, die wir am 22. Juli bis Usakos zu durchfahren hatten. Ab und zu einige dürftige Sträucher und Wüstengewächse boten die einzige spärliche Lebewelt und in der Ferne winkten die hohen, kahlen Felsen des Kahngebirges, wo das in den letzten Jahren gefundene Kupfer gefördert wird. An einer Haltestelle entdeckte ich den ersten Pontok, eine Lehmhütte mit Vorbau krüpplichen Pfahlwerks, worin eine schmutzige weibliche Kreatur mit zwei Kindern stumpfsinnig an einem Aschenhaufen kauerte. Ich stellte die Frage, ob das auch Menschen seien und erhielt zur Antwort, solche könnte ich noch viele sehen. Mittags erreichten wir Usakos, wo wir die ersten menschlichen Wohnungen, einige Bäume und die ersten afrikanischen Ochsen mit ihren großen Hörnern erblickten.

Auf dem Bahnhof wurde ich von meiner Tochter, die mir entgegengefahren war, begrüßt. Hier teilte sich auch die Gesellschaft, denn die nach dem Norden Fahrenden benutzten die Otavibahn weiter, während wir über Onguati nach Karibib fuhren, wo wir Abends 7 Uhr ankamen.

Karibib ist von der deutschen Regierung als Zentral-Eisenbahnstation angelegt, wie die Bahn nach Windhuk über Okahandja gebaut wurde. Früher stand dort ein einsames Farmhaus, als der Weg von Walfischbay, dem Swakopfluß entlang noch über Otjimbingwe nach Windhuk führte und alles auf

Ochsenwagen von der See ins Innere geschafft wurde. In Karibib, wo außer Häusern auch nur Sand und Steine zu sehen sind, sagte man mir, daß mit eintretender Regenzeit dies öde Feld sich in üppiges Grün und blühende Blumen verwandele, deren Samen verborgen im Sande ruhe, was mir schier unglaublich vorkam. Dies soll tatsächlich so sein, obschon ich es in den drei Jahren meines Verweilens in Afrika dort nicht, wohl aber an anderen Plätzen, wo Regen gefallen war, bemerkt habe. Von Karibib fuhren wir in sieben Stunden auf einer mit sieben Mauleseln bespannten Karre nach dem 56 Kilometer entfernten Otjimbingwe, wo wir zwei Tage bei Verwandten wohnten. Dieser Ort war früher als Missionsstation und als erste Ruhestation der Frachtfahrer von großer Bedeutung. Zwei Wagenbauereien und vier große Kaufläden machten gute Geschäfte, aber seitdem die Bahn nach Windhuk gebaut ist, hat Otjimbingwe seine Bedeutung eingebüßt. Nur noch einige weiße Familien wohnen dort und die Glocken der Eingeborenenkirche rufen am Sonntag morgen den Missionar und die Werftbewohner zusammen zum Gottesdienst. Diese arbeiten zum Teil in der Wagenbauerei und auf der 60000 Hektar großen Missionsfarm. Mit der Ochsenkarre fuhren wir dann nach der 20 Kilometer weiter östlich liegenden Farm Lievenberg, dem Ziel meiner Reise, wo ich in dem schönen Farmhause meiner Kinder sofort nach der Begrüßung durch einen vierstimmigen Gesang der Eingeborenen freudig überrascht wurde.

.....

Die Beschaffenheit des Landes.

Der gelbe Sand längs der Küste, die öde Namib und weiter meine Wahrnehmungen auf der Reise von Karibib bis zur Farm hatten meine Vorstellungen über die Beschaffenheit des Landes schon zum Teil bestätigt. Der Augenschein bringt jedoch manches neue, unerwartete. Auf der Eselkarre war nicht blos mein notwendigstes Gepäck verstaut, sondern außer mir und meiner Tochter mit dem Kinde eine schwarze Wärterin und zwei Eseltreiber, die mit ihrer zehn Meter langen Peitsche ganz unbarmherzig auf die Tiere einschlugen, was für einen, nur einigermaßen menschlich fühlenden Europäer schier unerträglich ist. Tierschutzvereine gibt es in Afrika nicht und wie mir später geborene Afrikaner erklärten, hätte der Tierschutz dort auch keine Berechtigung bei den störrigen Ochsen und trägen Eseln. Unbarmherzig werden die Jungochsen, wenn sie zum Ziehen eingespannt werden, zuerst gefangen und dann mit Riemen gezüchtigt und in das schwere Joch eingezwängt, bis ihre Halbwildheit gebrochen ist. Jeder Ochse hat seinen Namen, bei dem er angerufen wird und die Riemenpeitsche besorgt dazu die tiefere Einprägung seiner Pflicht, im Dienste des Menschen seine Kraft zu opfern. Die Störrigkeit eines sich niederlegenden Ochsen, der mit Schlägen und anderen Mitteln nicht hoch zu bringen ist, soll schon oft gebrochen worden sein, indem man ein Feuer unter ihm anzündete. Doch das sind Ausnahmen. Am besten verstehen die Bastards das Ochsentreiben, denn sie befassen sich viel mit Frachtfahren, jetzt nur

noch nach dem Ovambolande, wohin noch keine Bahn gebaut ist, früher von der Küste bis ins Innere.

Nach dieser kleinen Abweichung komme ich zurück zu meiner Reise von Karibib nach Otjimbingwe, wo es zuerst durch tiefen, groben Sand, zuweilen durch trockene Flußläufe, dann wieder über Klippen und hartes Gestein weiter geht. Wege gibt es da, wo andere gefahren sind und die Gegend, wo man jenseits Karibib zwischen zwei hohen Bergen fährt, nennt man die Pforte. Die Vegetation besteht aus Dornbüschen, die oft die Form und Höhe von Obstbäumen erreichen. Dazwischen allerlei kleine niedrige Büsche, die dem Vieh als Futter dienen, wenn in regenarmen Jahren kein Gras hoch kommt. Man bezeichnet es kurzweg Feld oder Busch. Die Peitsche sorgt dafür, daß die Maulesel aus Trab oder Galopp nicht herauskommen; denn die sog. Eselkarre ist die Schnelldroschke in Südwestafrika. Außer wilden Tauben, einigen schwarzen Vögeln, selten einem Steinbock oder einigen Straußen, sieht man unterwegs kein lebendes Wesen. Daher ist die Jagd in dem unwirtlichen Gelände und im Gebirge auch sehr beschwerlich. Stunden-, ja tagelang kann man durch den Busch auf sehr beschwerlichen Wegen herumstreifen, ohne ein Stück Wild zu sehen und dann auch fast nur auf weite Entfernungen. Das scharfe Auge, das feine Gehör und die Menschenscheu lassen es in der Regel schnell verschwinden. Nach dreistündiger Fahrt kommen wir nach Okongava, wo die Regierung einen tiefen Brunnen in den felsigen Boden sprengen ließ, der aber nur wenig Wasser gibt, daß mittelst einer darüber angebrachten Winde, an langer Kette und primitivem Blecheimer hoch gewunden wird. Hier machten wir eine halbe Stunde Station und dann gehts weiter, bis wir nach noch vierstündiger Fahrt Otjimbingwe erreichten. Macht man diese Reise mittelst einer mit zehn Ochsen bespannten Karre, oder einen mit 18 Ochsen bespanntem Wagen, über welchem in der Regel ein Zelt angebracht ist, so benötigt man eineinhalb bis zwei Tage. Nach zwei- bis dreistündiger Fahrt werden die Ochsen ausgespannt und weiden frei im Busch. Die eingeborenen Treiber machen ein Feuer

an, wozu sich an jedem Platz Brennmaterial an den teilweise verdorrten und umgefallenen Bäumen und Büschen vorfindet. In der Regel wird dann Kaffee gekocht und der mitgenommene Mundvorrat dazu serviert und verzehrt. Es erinnert zuweilen an ein Zigeunerlagerleben, frei und ungestört unter ewig blauem Himmel, am Tage im Schatten eines Baumes gegen die brennenden Sonnenstrahlen, oder des Nachts im traulichen Scheine des immer neu geschürten Lagerfeuers. Nach ein- bis zweistündiger Rast werden die weit in der Ferne schweifenden Ochsen von den Eingeborenen gesucht und zurückgetrieben, wieder eingespannt und der sog. Treck geht weiter, bis sich die Ruhepause wiederholt. In der heißen Zeit zieht man es vor, bei Nacht zu trecken, da es für Menschen und Tiere angenehmer ist in der Kühle, bei prachtvollem Sternenhimmel oder Mondschein unterwegs zu sein. Für die Zeit des Schlafbedürfnisses wählt man sich beim Ausspann einen geschützten Platz, breitet einige Decken auf den geglätteten Sand, entledigt sich einiger Kleidungsstücke, deckt sich leicht zu und schläft unter dem großen Dom des Himmels in der größten Schlafstube der Welt den Schlaf des Gerechten, wenn die heulenden Schakale nicht zuviel stören. Dieser afrikanische Fuchs richtet viel Schaden unter dem Kleinvieh an, welches zuweilen nachts den schützenden Kraal nicht erreicht hat. Man fängt ihn im aufgestellten Schlageisen, hinter dem man die Witterung, den Köder legt. In der Nacht fängt er sich darin und schleppt Eisen mit Kette fort. Am Morgen verfolgt man die Spur und schlägt das Tier mit dem Kiri tot. 1915 habe ich 13 schöne Exemplare, teils Gold-, teils Silberschakale erlegt. Schwieriger und gefährlicher ist dem Leoparden beizukommen. Selten wird er im Freien erlegt und kommt dies nur vor, wenn er sich den Viehkrälen nähert oder wenn man ihn zufällig im Hochgebirge antrifft. Gewöhnlich stellt man ihm schwere Schlageisen im Gebirge, die öfter revidiert werden. So gebannt ist der Leopord am gefährlichsten. Noch nie habe ich ein wildes Tier im Zoo stärker brüllen hören, als den ersten Leoparden, den ich acht Tage nach meiner Ankunft mit einer Pranke im Eisen in einer

wilden Schlucht antraf. Ein wohlgezielter Kopfschuß aus weiter Ferne machte ihn zahm, aber seinem zähen Leben machten erst Kirischläge auf den Schädel ein Ende. Er maß 2,20 Meter bis zum Schwanzende. An Großwild trifft man in verschiedenen Gegenden Antilopenarten, die Kuddus mit ihrem gewundenen, den hochgewachsenen Gemsbock mit geringelten, langen, spitzen Hörnern. Ersterem ist schwer beizukommen, während letzterer, durch Hunde gestellt, leicht zu schießen ist. Ganze Heerden Zebras trifft man im Nordwesten, Springböcke im Süden und Wildschweine im Norden an. Elefanten und Rhinozerosse weiter nördlich im Kaokofelde bis zur portugiesischen Grenze.

Kuddus und Gemsböcke liefern ein ausgezeichnetes schmackhaftes Fleisch. Das Filet ist sehr zart und saftig. Beide sind an Gewicht den Ochsen gleich, 6—8 Zentner schwer. Da das Fleisch sich besonders in der heißen Zeit nur einige Tage unverdorben erhält, so zerlegt man das Tier, verzehrt die Filetbraten bald, aus den anderen schweren Muskelstücken macht man Bilton, indem man es nur eine Nacht gesalzen und darauf an der Luft trocknet. Dies gibt schönschmeckende Auflage. Den Rest an Knochen und Rippstücken verteilt man an die Eingeborenen, die es durch schleunige Vertilgung vor dem Verderben zu bewahren wissen.

Während wir in Deutschland stets Regen erwarten, wenn der Westwind einsetzt, kommen die Niederschläge in Südwest nur aus dem Osten von den aufsteigenden Dünsten des indischen Ozeans. Die kalten Strömungen an der atlantischen Küste verhindern, daß sich von dort Regenwolken erheben. Die Folge davon ist, daß schon der größte Teil dieser Niederschläge im Norden und Osten niedergeht und der Süden sowohl, als die mehr nach Westen gelegenen Distrikte wenig von diesem segenbringenden, für Südwest unentbehrlichem Naß empfangen. Karibib, Otjimbingwe, der ganze Nordwesten und die ganze 80—100 Kilometer breite, der Küste vorgelagerte Namib erhalten wenig Regen. Die Regenzeit, d. h. die Zeit, worin man Niederschläge erwartet, erstreckt sich auf die Monate Dezember, Januar

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und Februar. Wenn dann des Vormittags die schönen Wolken im Osten am Horizont aufsteigen und bis Mittag den sonst ewig blauen Himmel bedecken, so ist alles gespannt, was der Nachmittag bringen wird. Gewöhnlich fällt dann der Regen strichweise, je nach dem sich das Gewölk an den Bergen stößt. Das ausgedehnte Komas-Hochland, wo die Liebig-Kompagnie ihre großen Viehherden (etwa 20000 Stück Großvieh) stehen hat, kann mit einiger Bestimmtheit auf reichlichen Niederschlag rechnen, da dies wilde Gebirgsland den Regen aufhält und somit auch stets eine gute Weide hat. Ebenso Windhuk und Okahandja, wo man vorzügliche Vegetation antrifft. Weiter hinauf nach Norden, Waterberg, Otavi und Grootfontein trifft man, teils wegen besserer Bodenbeschaffenheit und reichlicherer Niederschläge, aber wegen auch der vielen aus der Erde an die Oberfläche springenden Quellen, deren Wasser man durch Irrigation über bestellte Felder laufen läßt, mehr Landbau an. Mais, Weizen, Kartoffeln und Gemüse, zuweilen auch Wein und andere Südfrüchte, als Zitronen, Apfelsinen, Mandarinen, die reiche Erträge liefern. Eine 270 Meter lange Weinlaube auf Farm Nooitgedacht lieferte 1914 4000 Pfd. Trauben und bei Grootfontein habe ich Orangenbäume gesehen, die nach meiner Schätzung je 500—1000 Pfd. Frucht trugen, sodaß die Äste gestützt werden mußten. Farm Gaub, zwischen Otavi, Grootfontein und Tsumeb, welche unter der rastlosen Kulturarbeit des Verwalters der rheinischen Mission zu einer Musterfarm gediehen ist, weist ausgedehnte Maisfelder auf, mit einem Jahresertrage von 1000 Zentnern, außerdem große Bananen- und Orangenalleen, Zitronen- und Maulbeerbäume.

Dieses der South-West-Afrikan Kompagnie gehörige 13500 Quadratkilometer große Terrain kann wohl als das fruchtbarste in Südwestafrika gelten, weshalb es auch zu immer höher steigenden Preisen verkauft wird. Hier sind auch die meisten Buren-Niederlassungen. Ich besuchte den Direktor Tönnissen, einen Schweden, in Grootfontein und ersuchte ihn, mir ausnahmsweise eine kleine, 3—5000 Hektar große Farm zum Einkaufspreise zu überlassen. Er lachte und frug mich: Was

ist Einkaufspreis? Ich sagte, daß er es wohl besser wisse als ich, worauf er mir ganz offen sagte: Wir haben es von der deutschen Regierung geschenkt erhalten.

Der Regen fällt hier so reichlich und die Erde ist schwarz und wasserhaltig, während im Westen der tiefe grobe Sand durchlässig ist, sodaß man im Norden ohne Bewässerung auf den Regen hin bauen kann.

.....

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Farmer.

Diese Bezeichnung ist englischen Ursprungs. Das deutsche Wort Bauer ist auch weniger angebracht, denn für Landbau bietet sich wenig, oder gar keine Gelegenheit.

Der Zug nach Südwestafrika hatte seine unendlich verschiedenen Ursachen:

1. weil es eine deutsche Kolonie ist,
2. das Land dort wenig Geld kostet, (der Hektar ist zu 0,30 Pfg. bis 1 Mk. verkauft und steigt jetzt bis zu 10 Mk.)
3. die geringen Steuern, die pro Hektar nur 1 Pfg. für das Jahr betragen,
4. die Ellenbogenfreiheit der unendlichen Weite.

Ganz abgesehen von den vielen, zuweilen sehr ungesunden Ursachen, welche auch manchen in der Heimat unmöglich Gewordenen, nach Südwest trieben, haben doch auch manche strebsame Menschen ihr Glück dort versucht und zum Teil auch gefunden. Während der Landmann zu Hause nur ein Tropfen im Meer des Volkes ist, wo die Masse den Einzelnen erdrückt, kann er hier in dem riesenhaft weiten Lande, in dem nur wenige Menschen wohnen, wie ein Fürst auf seinem gewaltigen Gebiet herrschen. Hier glaubt er seine Kraft entfalten zu können, seine Person dünkt ihm mehr zu bedeuten, er kann sie in den Vordergrund schieben auf Farmerversammlungen, im Bezirksrat, eventuell im Landesrat. Sein Werk und Wort wird beachtet und gehört. Er weitet seine Brust, sein Blick

wird freier. Er hält sich für einen besonders frei gesinnten Menschen von weitem Horizont. Er nimmt das an, und da ihn kaum jemand daran hindert zu glauben, daß er hier der freieste Mensch auf Gottes weitem Erdboden sein kann, so bleibt es auch nicht aus, daß im Lande die Freiheit vielfach zur Ungebundenheit auswächst. Unzählige Menschen sind in Südwest auch schiffbrüchig geworden, während manche andere solide veranlagte Naturen und die sich in von der Natur begünstigten Gegenden ansiedelten, es zum Wohlstand gebracht haben. Die vielen Millionen Baargeld, welche von Deutschland in die Kolonie kamen, sind zum großen Teile auch für Schlachtvieh auf den Farmer übergegangen. Ganz erstaunlich groß sind aber auch die Ausgaben des Farmers für Hausbau und Wassererschließung durch Bohren und Brunensprengen, sowie durch den Ankauf sämmtlicher Bedarfsartikel. Hat er eine zahlreiche Familie, so kostet die Kindererziehung viel Geld; denn Schulen gibt es nur in größeren Orten. Wer es sich leisten kann, eine Erzieherin zu halten, kann sie auch zu Hause unterrichten lassen. Beschränkt bleibt jedoch dabei der Gesichtskreis immer, denn die Kinder sehen und hören jahraus, jahrein doch außer Eltern und Erzieherin nichts als das Farmhaus und Afrika mit seinem Sand, Steinen, Dornen, Ochsen, Eseln und Kälbern, ein monotones Einerlei. Kommen dann die Kinder mal in Gesellschaft der Eltern zu einer Reise, so ist es immer dasselbe Bild. Die Kinder sehen die Welt gleichsam nur aus einem Kellerfenster. Jugendgenossen, die täglich mit ihnen zur Schule gehen, fehlen jedem Farmerskind. Dieser enge Gesichtskreis zeitigt dann auch im Unterricht nur beschränkte Ansichten. Die Kinder können einen richtigen Begriff, von dem was gelehrt wird, nicht erfassen. Darum ist es notwendig, daß sie in Deutschland erzogen werden, wenn sie zu gebildeten Menschen heranwachsen sollen. Dieses notwendige übel, wenn man es so nennen will, erheischt aber außer großen Unkosten, auch die damit verbundene Trennung der Kinder von den Eltern, was unter Umständen Entfremdung mit sich bringen kann. In Deutschland wächst das Kind mit der Kultur auf, hört, sieht und frägt oft mehr als man beant-

worten kann. In Afrika fehlt der Anschauungsunterricht im täglichen Leben bei Jung und Alt. Dieser Mangel tritt zuweilen in auffallende Erscheinung auf den entlegenen Farmen. Vom Verkehr sind die meisten Farmer abgeschnitten. Die Post wird gelegentlich durch Boten von der nächsten Station geholt, oder wenn ein Wagen fährt, was mitunter einen Monat lang nicht der Fall ist. Von Outjo bis Franzfontein zu fahren brauchte ich 100 Stunden für 129 Kilometer. Passiert man auf solcher Fahrt ein Farmhaus so heißt das soviel als Besuch und die Gastfreundschaft ist auch selbstredend. Daher mag es auch kommen, daß sich die Farmer fast alle gegenseitig kennen, denn Neu- und Wißbegierde werden bei solchen Gelegenheiten sehr befriedigt, besonders sind auch die Farmerfrauen sehr mitteilsam und wißbegierig, sowohl aus dem Schatze ihrer Küche, als auch aus dem des Herzens.

Der Staatssekretär Dernburg hat einmal gesagt: Südwest ist kein Land, wo Milch und Honig fließt, kein Land, wo man reife Früchte pflücken kann. Es ist ein Land der extensiven Wirtschaft, die nur auf großen Flächen produzieren kann, aber es ist ein ungemein produktives Land und ein sicherer Produzent. Wer hier Land, Kapital und Arbeit richtig anwendet, kommt zu gesichertem Wohlstand. Dernburg, der nur kurze Zeit und auch nur einen Teil der Kolonie gesehen und kennen gelernt hat, hätte noch hinzufügen müssen, wenn jedes Jahr ein ergiebiger Regen fällt, dann hätte er in materieller Hinsicht das Rechte getroffen.

.....

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kriegerdenkmal in Swakopmund s. S. 6.

Afrikanische Landschaft s. S. 12.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ausladen von Passagieren in Swakopmund s. S. 5.

Eingeborenen-Pontok s. S. 6 u. 18.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Eingeborenen.

Die Hereros waren vor dem Hererokriege noch das Herrenvolk, die Bergdameras oder Klippkaffern ihre Diener. Mit den Namas oder Hottentotten der roten Rasse, lagen sie in beständiger Fehde. Die Ovambos, welche in dem ungesunden Ovamboland bis zur portugiesischen Grenze wohnen, kamen mit den andern weniger in Berührung. Nach dem Hererokriege sind diese Völker ziemlich durcheinander geworfen und arbeiten auf den verschiedenen Farmen, teils als Viehzüchter, aber auch mit anderer Beschäftigung.

Die deutsche Regierung duldete keine Faulenzer. Jeder Eingeborene trug seine metallene Paßmarke, die eingetragen war. Arbeit konnte sich jeder suchen, aber Beschäftigungslosen wurde auch Arbeit angewiesen auf Farmen, die Arbeiter nachgesucht hatten. Alles war gut geregelt. Der Eingeborene bekam täglich seine Kost und monatlich seinen Lohn, wofür er sich Kleidung anschaffte.

Ungehorsam, Widersetzlichkeit und Diebstahl wurden bestraft, in der Regel durch körperliche Züchtigung, was das einzige Mittel zur Erziehung der Eingeborenen ist. Auch dem Arbeitgeber war bis zu einer gewissen Grenze dieses Recht eingeräumt. Übergriffe wurden jedoch auch durch ordentliche Gerichtsbarkeit zum Schutze der Eingeborenen streng geahndet. In Outjo wohnte ich einer Gerichtsverhandlung bei, wo ein Farmer zu 900 Mark Geldstrafe, wegen Mißhandlung eines Eingeborenen bestraft wurde, auch sind mir ähnliche

Fälle bekannt geworden. Auf diese Weise hatte der Eingeborene Respekt und Achtung vor dem weißen Mann und bei guter Behandlung wußte er auch oft Dank und Anhänglichkeit, so daß die Jungen oft alt und grau auf einer Farm wurden.

Auf jeder Farm befindet sich eine Werft, eine Reihe Pontoks, Wohnungen der Eingeborenen, die sie sich selber bauen. Pfahlwerk, welches sie sich aus dem Busch holen, wird kreisförmig in den Boden gegraben, nach oben hin zusammengefügt, mit Strauchwerk durchsetzt und mit einer Schicht aus Lehm und Kuhmist überdeckt. Die so halbkugelförmigen Wohnungen bekommen eine kleine Tür und einen Vorbau aus Pfahlwerk, der als Küche dient. Hier wird abends ein Feuer gemacht, worauf die Mahlzeit bereitet wird, die in der Regel aus Mehlpapp, Fett und Kürbis besteht. Seltener auch Fleisch, wenn vorhanden. Im Kreise darumzukauern ist das Ideal des Eingeborenen, wobei die kurze Holzpfeife mit starkem Tabak nicht fehlen darf.

Die Kinder gehen nackt und besorgen die Reinigung der Töpfe mit ihren Fingern. Die Frauen arbeiten seltener, weshalb man sie auch fast immer am Pontok lungernd hocken sieht. Solche, die bei Weißen erzogen wurden, beschäftigen sich wohl mit Waschen und Kleidernähen, wogegen man bei anderen einen schrecklichen Stumpfsinn und Unreinlichkeit beobachten kann. Am Sonntag putzen sich erstere gern in den oft buntesten Kleidern und turmhoch angebrachten Kopftüchern in den grellsten Farben gelb, rot, blau, lila, grün, weiß und schwarz. Die Bekleidungskunst verstehen die Hererofrauen am besten. Man muß ihre schicken Kleider oft bewundern, aber die Schleppe, welche in Europa längst abgekommen, hat sich bei ihnen noch traditionell erhalten. Auch im Pontokbau verdienen die Hererofrauen den ersten Preis.

Die Buschleute, ein kleines listiges Volk, sind noch wenig von der Kultur beleckt, treiben sich, wie schon ihr Name besagt, meist im Busch herum, wo sie mit vergifteten Pfeilen schon oft gefährlich wurden. Nur kleine Trupps sind seßhaft ge-

worden. Anders die Ovambos, welche in großen Scharen nach Südwest kamen und Arbeit in den Diamantfeldern bei Lüderitzbucht, in den Marmorwerken bei Karibib, in den Kupfergruben von Tsumeb und in den Khangruben fanden. Beladen mit Sachen, die sie für ihren Verdienst kauften, gingen sie in die Heimat zurück.

Mit der Besetzung Südwestafrikas durch die Uniontruppen sind nun all' diese geordneten Verhältnisse durchbrochen. Durch die englischen Grundsätze der Freiheit ist der Unbotmäßigkeit Tür und Tor geöffnet. Keinem Eingeborenen fällt es ein, in bisheriger Weise den weißen Mann zu grüßen, denn ihm ist ja Gleichberechtigung zuerkannt. Er stellt die Arbeit ein, sobald er sich unentbehrlich dünkt, denn er hat ja keine polizeiliche Strafgewalt zu befürchten. Zwar hat auch die neue Behörde Verordnungen getroffen und Eingeborenen-Kommissäre sollen alle Differenzen regeln, aber der Weg ist weit, die Zeit lang und das Ziel fraglich. Außerdem verspüren diese englischen Behörden auch keine große Lust, den bloody German beizustehen gegen den verlogenen Kaffer und wiederum der Farmer scheut sich, bei dieser ihm fremden Behörde einem Kaffer gegenüberzustehen, der höchstens im Notfalle 10 Mark Geldstrafe zu zahlen hat, oder 1 bis 2 Tage Haft als Strafe. Darum hörte ich auch, daß ein Kaffer sagte: Das beste ist jetzt, daß es keine 25 Hiebe mehr gibt.

Aus Ovamboland kamen jetzt große Scharen durch Hungersnot getrieben bis herunter nach Karibib, wo sie von den menschenfreundlichen Engländern mit Kost versehen werden. Das hört sich sehr gut an, aber er gibt es auf Kredit. Er verkauft diese lebende Ware an den Arbeitgeber, der dem arbeitsscheuen Kaffer den willigen Ovambo vorzieht. 35 Mk. muß er zunächst als Kaufpreis zahlen. Dies steht unter der Rubrik: Transportkosten. Dann muß er einen Arbeitsvertrag mit dem Ovambo abschließen, der in englischer Sprache abgefaßt ist, die der Ovambo überhaupt nicht und der Farmer nur durch den Dolmetscher versteht. Danach soll er 15 Mk. Monatsgehalt und vorgeschriebene Beköstigung zahlen, jedoch dieses

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Gehalt derart teilen, daß der Engländer 10 Mk., der Ovambo 5 Mk. monatlich bekommt. Diese 10 Mk. stellen die Bezahlung für das den hungernden Scharen verabreichte Maismehl dar, infolgedessen diese ausgehungerten Jammergestalten in Karibib massenhaft hinsterben. Bei meiner Abreise waren es täglich zehn bis zwölf und draußen war schon eine Massenverscharrung von 800 bis 1000 Ovambos angehäuft. Das Dienstpersonal des Hauses besteht ausschließlich aus Farbigen. Schon als Kinder verrichten sie kleine Dienste und mit steigendem Alter vermehrt sich ihr Können in allen Hausarbeiten, bis zur perfekten Köchin, Wäscherin und tadellosen Büglerin. Als Lohn versteht sich Kost, Logis und Kleidung, wobei sie sich wohl fühlen. Durchschnittlich findet auch Erziehung statt im Erlernen der deutschen Sprache, Nähen mit der Hand und der Maschine, Kleidermachen und vor allem Ordnungsliebe. Im Hotel in Otjiwaronzo traf ich einen geschickt servierenden Buschmann als Kellner und in manchen Familien bemerkte ich, daß Kaffernmädchen geschickter bei Tisch bedienten, als mancher weiße Kellner.

Für weiße Frauen ist es sehr bequem und beruhigend, wenn sie für jedes Kind eine farbige Wärterin haben, eine sogenannte Aja, die mit oft fast mütterlicher Sorge für das Anvertraute lebt. Die Anhänglichkeit und auch Gehorsam des Kindes ist die Folge. Darum sprechen die Kinder in den ersten Lebensjahren auch nur die Eingeborenensprache und infolgedessen später ein unrichtiges Deutsch. Wenn über Naschen, Unwahrheit und Faulheit oft geklagt wird, so sind das Eigenschaften, die man beim Weißen nicht zu suchen braucht. Wenn ich aber einen Wertbrief oder einen Beutel voll klingender Münze zu einer entfernten Poststation zu senden habe, vertraue ich es nur einem mir bekannten Eingeborenen an, dann weiß ich bestimmt, daß es sicher ankommt. Es ließe sich überhaupt weit mehr über Eingeborene und ihr Verhältnis zur weißen Bevölkerung sagen, wenn der Raum nicht geböte, alles in gedrängter Kürze zu fassen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ausbruch des Krieges.

Nachdem ich mich auf der 35000 Hektar großen Farm viel bewegt, auch Windhuk, Omaruru, den ganzen Norden bis Grootfontein und Tsumeb und den Nordwesten bis Franzfontein bereist hatte, rückte die Zeit für die geplante Rückreise näher.

Der Abschied wurde uns nicht schwer, nachdem man in einjährigem Zusammensein sich sattsam ausgekostet hatte und mich auch andere Pflichten in die Heimat riefen. Am Abend des 3. August 1914 kamen noch sämtliche Eingeborene von der Werft, um mir Abschiedslieder zu singen. Nachdem sie vierstimmig gesungen: „Zieh' in Frieden deine Pfade", hielt ich Ihnen meine Abschiedsrede, die mein Schwiegersohn in die Namasprache übersetzte. Bevor sie gingen, gab mir noch Jeder die Hand zum Abschied, worauf ich mein letztes Ruheplätzchen im Farmhause Lievenberg bezog. Am anderen Morgen, nach herzlichem Abschied, ritt ich nach Otjimbingwe. Mit dem letzten Gruß ruft mir meine Tochter noch nach: „Du kommst noch wieder, es gibt Krieg!"

Meine Koffer sollten programmgemäß zwei Tage später kommen, am 8. bis 10. August wollte ich in Karibib sein, am 13. August von Swakopmund mit dem Dampfer „Kronprinz" abfahren, der mich am 4. September nach Antwerpen hätte bringen können.

Aber der Mensch denkt und Gott lenkt! In dessen Rat war es anders beschlossen.

In Otjimbingwe fand ich Depeschen vor, die durch Funkspruch über Togo und Windhuk nach Karibib gelangt, und durch reitende Boten nach Otjimbingwe gekommen waren. Das letzte Telegramm besagte: „Krieg mit Frankreich, Rußland und England". Aus Swakopmund kam die Kunde, daß sämtliche Leichter an Land gezogen, Dampfer „Gertrud Woermann", und „Frida Woermann", ohne zu löschen nach Südamerika geflüchtet seien. Von der Woermann-Linie erhielt ich auch die Nachricht, daß wenig Aussicht vorhanden sei, von hier fortzukommen. Vorläufig mußte ich mich also in mein Schicksal fügen. Ich schätzte mich sogar glücklich, nicht auf dem Ozean zu treiben, als Beute feindlicher Schiffe. Die Banken in Swakopmund siedelten nach Windhuk über und nach Bekanntwerden der Mobilmachung war die Begeisterung allgemein, so daß sich viele freiwillig zum Heeresdienst meldeten. Die Friedensliebe unseres Kaisers war die gesunde Grundlage für den patriotischen Gedanken, daß es sich um Sein oder Nichtsein des deutschen Reiches, um die Verteidigung des heimatlichen Herdes handelte, was auch am Sonntagmorgen dem 9. August durch die Predigt in der kleinen Otjimbingwer Kirche, ernst und würdevoll zum Ausdruck kam. Reitende Boten brachten von Karibib schon die Ordres für die Reserven und Telegramme von der Vernichtung der russischen Flotte und Besetzung der Alandsinseln durch die Deutschen. Libau sei in Brand geschossen, die Deutschen hätten die französische Grenze überschritten und das englische Kabel im Kanal zerstört. Weitere Briefe und Telegramme besagen, daß auch Belgien den Krieg erklärte und die Deutschen die Eisenbahn in Luxemburg besetzt haben. Alle waffenfähigen Männer gingen am folgenden Tage nach Karibib ab. Am Nachmittag kam die Requisitionsordre für Pferde, Maultiere, Ochsen und Wagen mit samt den erforderlichen Treibern dazu.

Das evangelische Gemeindeblatt brachte die Mitteilung, daß in Swakopmund die sonst so leere Kirche überfüllt war, als P. Hasenkamp einen Bittgottesdienst angesetzt hatte. Die Predigt gibt das Blatt voll und ganz wieder zur Verbreitung

über das ganze Land. Ihr Ton ist ernst, aber voll Gottvertrauen und erinnert an die Friedensliebe des Kaisers, dem jetzt das Schwert in die Hand gedrückt ist. Nicht minder aber weist er auch hin auf die Gottentfremdung, sowohl hier als auch in Europa. Das deutsche Volk habe jetzt nötig, sich auf seinen Gott zu besinnen und wenn die Begeisterung auch eine große und das Vertrauen zu unserer starken Armee auch beruhigend wirke, so bedeute doch der Ernst der Lage jedem die Pflicht zu beten, für unseren Kaiser, für die Armee und für das deutsche Volk. Auch der Missionar Olpp in Karibib sagte in einer Bibelstunde, daß Gott jetzt Weltgeschichte schreibt. Deutschland sei der eiserne Griffel, den Gott gebrauchen wolle, um der Welt zu zeigen, daß Er der große Lenker der Geschicke der Völker, und nicht England es sei. Am 10. August brachte die Post, welche wöchentlich einmal durch einen farbigen Boten, der 24 Stunden zu Fuß geht, gebracht wird, die Mitteilung, daß noch 2 Wörmanndampfer in Swakopmund Post und Pakete gelöscht hätten. Unsere ganze Stoßkraft richte sich jetzt gegen Frankreich und wir sind vollständig bereit, lautete die einzige Nachricht. Am 13. August kamen einige nicht mehr taugliche Reservisten von Karibib zurück. Sie sagten, daß es dort wimmelte von Militär. Die Freiwilligen arbeiteten schwer an der Sicherung des Platzes durch Schaffung von Drahtverhauen und Säuberung eines großen Flugplatzes. Kurz vor Ausbruch des Krieges waren 2 Flugzeuge nach Südwest gekommen, die von dem deutschen Oberleutnant von Scheele und dem Leutnant Fiedler geführt wurden. Beide haben sehr zur Beunruhigung des Feindes sowohl von Aus nach Lüderitzbucht, als auch später im Norden beigetragen. Ihre Übungen machten sie vorläufig bei Karibib. Von Swakopmund waren allein 200 Freiwillige, meist durch Schließung der Geschäfte stellenlose Kaufleute angekommen, denen die ungewohnte Arbeit mit der Spitzhacke manchen Schweißtropfen auspreßte.

Gegenüber dieser kompletten Mobilmachung teilt der englische Magistrat von Walfischbay mit, daß zwischen der Union von Südafrika und Deutsch-Südwestafrika kein Kriegszustand bestehe.

Als Beweis, daß man diesen Friedensversicherungen nicht trauen kann, ging eine große bewaffnete Macht nach der Südgrenze, dem Oranjeflusse ab. Inzwischen traf die Nachricht ein, daß kein Russe mehr auf deutschem Boden steht, sondern ganze Regimenter russischer Kavallerie aufgerieben sind. (Ein ausführlicher Bericht über die Schlacht bei Tannenberg kam erst Monate später in Schreibmaschinenschrift in unsere Hände.) Die Erstürmung Lüttichs und die Zurückdrängung der Franzosen aus Mülhausen, die Versenkung eines Hapagdampfers beim Minenlegen in der Themse, das Auflaufen eines englischen Kreuzers auf eine Mine und die amtliche Bestätigung der Vernichtung der russischen Flotte wurde uns durch die drahtlose Telegraphie über Kamina in Togo schon mitgeteilt. Fräulein Bernsmann veranstaltete eine Kollekte für das Rote Kreuz, die bei den paar Familien in Otjimbingwe Mk. 233.— einbrachte. Die Herzen, die kurz vorher noch so beklommen waren, schlugen wieder frei, ob der beruhigenden Nachrichten aus Europa. Wir hörten von Unterseebooten, die bis über die Shetlandsinseln fahren, von einem Seegefecht bei Helgoland mit allerlei nichtamtlichem Beiwerk, was uns deshalb auch weniger interessierte, als die jetzt nach Otjimbingwe gekommene Besatzung. Es waren nur 15 Mann unter einem Wachtmeister, die sich in einem leerstehenden Hause einquartierten. Die Militärkapelle besteht aus einem Hornisten und einem Tambour, die in den stillen Abendstunden zur Freude der Einwohner über den Platz schmettern.

Die Untätigkeit in dem weltfremden Otjimbingwe war ich bald leid und siedelte nach Karibib über. Dort war großer Betrieb. Mobilmachung II, also mit Einberufung des Landsturmes. Die anfängliche Begeisterung hatte aber erheblich nachgelassen. Die eingezogenen Reserven waren teilweise wieder beurlaubt; denn wir haben Kriegszustand ohne Feind. Die Union hat erklärt, es bestehe kein Krieg mit uns und die Engländer und Franzosen haben ihre Land- und Seestreitkräfte in Europa nötiger, als hier in dem trockenen zerklüfteten Gebirgsgelände. Schon halten manche die Mobilmachung für

überflüssig und da wir nichts, als fortlaufend Siegesnachrichten über Togo, erhalten so haben wir nicht nötig in ungewissen Träumen unsere Zeit zu verbringen. Aus der Defensive im Osten hörten wir, sei eine Offensive geworden und am 22. August lief das bedeutungsvolle amtliche Telegramm von dem großen Siege der Deutschen im Westen ein, wobei die Franzosen auf der ganzen Linie mit schweren Verlusten zurückgeworfen sind und große Beute an Kriegsmaterial und Gefangenen gemacht ist. Des Kaisers Wort: „Wenn die Feinde nicht zur Einsicht zu bringen sind, so sollen sie erfahren, was es heißt, Deutschland anzugreifen," fand in Südwest lebhaften Widerhall. Nach Eintreffen der letzten Siegesnachrichten stiegen sämtliche Fahnen an den Masten empor und ich ging mit einem Hurrah zum Kirchturm, um mit aller Kraft die Glocken zu läuten. Am 24. August kamen weitere Siegestelegramme von den Erfolgen des deutschen Kronprinzen nördlich Metz, daß der Kronprinz von Bayern die Linie Luneville-Blamont erreicht habe, Namur beschossen wird, die Russen bei Gumbinnen und die Serben von den Österreichern geschlagen. Aber kurz darnach kam auch leider eine unerfreuliche Nachricht aus Togo. Die englischen Truppen der Goldküste haben mit Übermacht die Stellung der Deutschen bei Kete Kratjo mit Artillerie angegriffen. Der Angriff wurde zwar mit äußerster Tapferkeit zurückgewiesen, aber der Stationsleiter Dr. von Raven schwer verwundet. Bei Sokobode-Bassari kamen auch die Franzosen von Nordwesten heran, wurden aber ebenfalls zurückgeschlagen. Leider wurde dort auch der Bezirksleiter von Perpack verwundet. Den Feinden war es hauptsächlich um den Besitz des mit großer Vorsicht an einem fast unzugänglichen Ort erbauten, für uns so wertvollen Funkenturms bei Kamina zu tun. Aber was sind hohe Gebirge, oder Sumpfgelände gegen moderne Artillerie. Da wir in den nächsten beiden Tagen keine Nachricht erhielten, nahmen wir an, daß das kleine deutsche, 300 Mann starke Häuflein in Togo sich den Engländern und Franzosen, die mit ihren großen Scharen eingeborener Truppen von zwei Seiten gekommen waren, hat ergeben müssen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zur Abwechslung wieder ein Telegramm in gedrängter Kürze, wohl das Letzte von Kamina: „Gesamte deutsche Truppen, die von Aube bis Metz gekämpft, setzen Verfolgung fort. Namur, Charleroi, Longwy gefallen, Maubeuge eingeschlossen, die Engländer werden verfolgt. Über all dem erfreulichen, was Land und Volk betrifft, vergaß ich gern meine verzweifelte Situation. Wenn man nach 15monatiger Abwesenheit heimreisefertig steht und es wird der eherne Riegel „Krieg" vorgeschoben, so kann man, zumal mit ungewissem Blick in die Zukunft, wohl verdrießlich werden.

Aber noch nie hat mein Patriotismus solche Blüten getrieben und über nichts hatten wir uns mehr freuen können, als über den Zusammenschluß aller Parteischattierungen, beseelt von dem Geiste der deutschen Bruderliebe und der Verteidigung der Scholle und des Herdes gegen an Zahlen weit überlegene Feinde von allen Seiten. Eigene Angelegenheiten traten zurück, es gab überall nur einen Gedanken, mitzuhelfen an dem großen Werk der Abwehr dieser frevelhaften Friedensstörer. Obgleich der Krieg ein grausamer Geselle, des Menschentums tiefster Schandfleck und ebenso strahlendster Triumph ist, so fehlte es zuweilen bei allem Ernst der Zeit auch nicht an Humor. So sollen nach englischen Nachrichten 2500 Belgier 40000 Deutsche geschlagen haben. Ein Mann aus Walfischbay brachte die Nachricht, der deutsche Kaiser habe um Frieden gebeten. Daily Mail und Evening News berichteten, daß 19deutsche Schlachtschiffe bei einer Seeschlacht gesunken seien. Alles Bluff! Ein Einfaltspinsel las aus den Depeschen, worin die Überschreitung der Meuse berichtet wird, der deutsche Kronprinz habe die Mäuse verfolgt. In Berlin soll ein Rennen ausgeschrieben sein, für Nationen, die am besten laufen können. Um den Preis sollen Franzosen, Belgier und Engländer konkurrieren. Es ist aber ungeeignete Zeit für Witz und Humor. Ernster und freudiger zugleich stimmten die Predigten von Pastor Heyse in Karibib, der jeden Sonntag morgen hier die Herzen zu Gott aufschauen lehrte, zu dem höchsten Schlachtenlenker, vor Überhebung warnte und zu Dank und Anbetung mahnte. Er wies hin auf die Gottvergessenheit,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auch in unserm Volke und mahnte zur Rückkehr. Im Osten sagte er, würden wir von der Unkultur, im Westen von der Überkultur bedroht. Wir hätten zwar die Kultur, aber sind schon ein großes Teil von der Überkultur angehaucht, die auch uns bedrohte, gottvergessen zu werden. Zum Schlusse des Gottesdienstes ließ er das bekannte holländische Dankgebet singen.

Telegramme erhielten wir jetzt direkt von Nauen. Die Funkenstation arbeitete jedoch täglich nur 15 Minuten für Südwest, aber was für uns zu wissen notwendig war, erfuhren wir: Belgien fast vom Feinde gesäubert, die Engländer geschlagen, die Franzosen bis auf 50 Kilometer vor Paris zurückgedrängt, die Namen der Heerführer, von Kluck, der tüchtige General der Kavallerie v. Herringen, v. Bülow und v. Hausen, die Kronprinzen von Württemberg und von Bayern, sowie auch unser Kronprinz wurden in den Telegrammen benannt. Es erübrigt sich hier all die Einzelheiten noch weiter aufzuzählen, die zur Genüge bekannt sind, aber auch von dem Fanatismus des belgischen Volkes, welches sich zu frevelhaften Handlungen gegen Deutsche hinreißen ließ, hörten wir und von manchen Gegenmaßregeln. Freilich ergingen sich die englischen Kapzeitungen in den schamlosesten Verleumdungen über den deutschen Barbarismus in Belgien.

Dagegen stellten amerikanische Berichterstatter der deutschen Kriegsführung die besten Zeugnisse aus, indem sie alle Verleumdungen der englischen Presse zunichte machten und die Zeitungen „Südwest" und „Südwestboten" stellen die englischen Lügenfabriken bloß. Diese unsere Zeitungen standen damals noch mit dem Kaplande in Verbindung. Wir wurden deshalb auch mit den Vorgängen dort regelmäßig bekannt. Daß England in Europa keine Truppen entbehren konnte und uns deshalb nicht belästigen würde, wußten wir, aber aus dem Kaplande schielten Augen nach Südwest herüber. So sicher man sich auch hinter den Bergen und der breiten dürren Namibwüste fühlte, so waren Vorsichtsmaßregeln doch geboten. Zunächst wurde die Südgrenze am Oranje besetzt und der dort wohnende Stamm der Bondelzwarts, ein aus dem Hererokriege als un-

sicher bekanntes Namavolk auf Befehl der Regierung nach dem Norden gebracht. 600 Menschen kamen in einem langen Zuge durch Karibib, um bei dem Bau der Ambolandbahn bei Otjiwarongo und Outjo zu arbeiten. Zu ihrer Beruhigung begleitete sie ihr Missionar Neyhoff. Auch die weiße Bevölkerung von Warmbad und den umliegenden Farmen mußte auf Befehl der Regierung räumen und im Norden irgendwo Zuflucht suchen. Zunächst 50 Kilometer auf Ochsenwagen und dann zum Teil hunderte Kilometer per Bahn, unter Zurücklassung des größten Teiles ihrer Habe. Am schwersten wird in solchem Falle der Farmer betroffen, der seine Anpflanzungen ohne Pflege in dem dürren Lande einfach vertrocknen lassen muß und Haus und Hof der Willkür preisgibt.

Das fortgetriebene Vieh leidet dabei sehr an Wasser- und Weidemangel und wenn bei späterer Rückkehr alles, auch die Brunnen zerstört sind, muß er von neuem anfangen.

In diese Zeit fallen auch zwei wichtige Erscheinungen: ein weit verbreiteter Aufruf von Andries Dewet, einem in Windhuk wohnenden, angesehenen Buren und das Erscheinen einer in der Burensprache in Windhuk gedruckten Zeitung: „Het nieuwe Weekblad". Dewets Aufruf beginnt: „Der Freiheitskrieg ist entbrannt. Wir kämpfen unter Transvaalflagge. Es ist jetzt die Zeit gekommen, das englische Joch abzuschütteln und unserem Volke die alte Freiheit wiederzugeben. Abkommen mit hiesiger Regierung ist geschlossen. Waffen und Munition sind genügend vorhanden."

Diese Blätter fanden in ganz Transvaal und im Oranje-Freistaat Verbreitung, aber bei den Buren im allgemeinen nicht die genügende Beachtung, weshalb die Sache auch dort zögernd und geheim betrieben wurde. Dies alles konnte auch der Unionregierung nicht verborgen bleiben. Es entstanden dort Gedanken, die im Kaplande eifrig kolportiert wurden, Deutschland beabsichtige Südafrika zu erobern und mit Südwest zu verbinden. Dies veranlaßte den Gouverneur Dr. Seitz zu einer in den deutschen und auch in der holländischen Zeitung abgedruckten Erklärung, daß die deutsche Regierung keine

Absichten solcher Art hege, sondern dem Burenvolke volle Freiheit garantiere. Damit waren diese Behauptungen völlig unterbunden. Im Kaplande bestanden aber gegenteilige Absichten. Es fehlte blos an einem Grund, um die Fehde vom Zaun zu brechen. Dieser fand sich auch alsbald bei Nakab, einer deutschen Polizeistation nördlich vom Oranje, wo sich die Beobachtungsposten gegenüber lagen. Diese Station wurde von den Engländern besetzt, wogegen sich natürlich die Deutschen wehrten. Bei dem Zusammenstoß machten letztere sieben Gefangene und erbeuteten Waffen und Munition. Damit war der kritische Punkt für Louis Botha, dem Beherrscher der Union, willkommen gemacht. Als Premierminister legte er dem Parlament eine gefälschte Karte vor, wonach Nakab südlich vom Oranje, also auf englischem Gebiet, eingezeichnet war. Dadurch überzeugte er die Mehrheit des Parlaments von der von den Deutschen geplanten Eroberung Südafrikas und es wurde die Genehmigung zur Mobilisierung der Defence-Forces der Streitkräfte der Union erteilt, sowie auch die Mittel bewilligt zum Ausbau der Bahnstrecke Prieska-Upington, um Truppen und Kriegsmaterial zur Grenze schaffen zu können. Ein in Südwest von Buren gebildetes Freiwilligenkorps überschritt darauf die Grenze, um sich mit den aufständischen Buren zu verbinden. Die in diese Zeit fallenden Schriftstücke und einen Jahrgang Zeitungen mußte ich leider in Südwest zurücklassen.

Somit kann ich nur aus dem Gedächtnis wiedergeben, was mir vorschwebt.

Die Erhebung der Buren war zu hoch eingeschätzt. Es fehlte dem Burenvolk wie im Burenorlog an Einigkeit, Organisation und Disziplin, außerdem an Munition und allen andern Hilfsmitteln, die zum Kriege unerläßlich sind. Außerdem hatten sie Unglück, indem der berühmte Führer General Delarey auf einer Autofahrt von einem englischen Polizisten rücklings erschossen wurde, General Beyers beim Durchschwimmen des Vaalflusses ertrank, General Dewet gefangen genommen wurde, Maritz sich nach Südwest durchschlug und als Ende Januar

1915 die letzten Führer Kemp und Bezindenhout das Vergebliche ihres Widerstandes sahen, legten auch diese die Waffen nieder. Sämtliche Rebellen wurden gefangen gesetzt und als Verbrecher unter Anklage gestellt. Botha ließ es sogar geschehen, daß sein ehemaliger Mitkämpfer, der tapfere General Dewet, eingekerkert und auf kaltem Zementboden sein Lager suchen mußte, wodurch er schwer erkrankte. Sein Sohn war gefallen und seine Frau starb vor Kummer, während er gefangen saß. Später ist allen der Prozeß gemacht worden. Viele sind zu Freiheitsstrafen und Zwangsarbeit andere zu, hohen Geldstrafen, (Dewet zu 2000 £.) verurteilt worden. Ende 1915 ist es endlich der Bitte von 2000 Frauen, die aus allen Teilen der Union zusammengekommen waren, unter der feierlichen Führung der 80jährigen Witwe Joubert gelungen, die Befreiung zu erwirken. Nicht zu bestreiten ist es, daß im Burenvolk auch edle Menschen vorhanden, wie man dies vor 15 Jahren allgemein annahm, aber wie damals, so haben auch jetzt ihre schlechten Eigenschaften ihre Erhebung verhindert. Wie ich im Jahre 1915 die Buren allgemein in Südwest kennen gelernt, als ein unzuverlässiges, starrsinniges, hinterlistiges und falsches Volk, das habe ich mir vorgenommen, auf den folgenden Blättern zu schildern, damit niemand mehr sich täuschen lasse, was eine besondere Eigenschaft bei ihnen ist, die sie mit Vernücken bezeichnen.

Nachdem nun die Rebellen in Südafrika unterdrückt waren, bekam Botha Freiheit zum handeln. 2000 Engländer landeten mit Hülfe des Landesverräters Müller in Lüderitzbucht. Der dortige Funkenturm war vorher von den Deutschen gesprengt worden. Die Deutschen Behörden und ein Teil der männlichen Bevölkerung hatten auch schon Vorräte ins Innere geschafft, aber mit Eintreffen des Feindes hörte das auf, die Bahn wurde ebenfalls zerstört und damit die hinterbliebene Bevölkerung abgeschnitten. Nur zwei Stunden ließ man ihnen Zeit, um das Nötigste zu packen und dann wurde alles mit Frau und Kind eingeschifft nach Kapstadt gebracht und weiter nach dem Konzentrationslager Pietermaritzburg in Natal. Die Häuser in

Lüderitzbucht wurden dem Militär zur Plünderung freigegeben, wie später auch die in Swakopmund. Allgemein nahm man an, daß nur die Diamantenfelder bei Lüderitzbucht die Engländer angezogen hätten. Lange Zeit verweilten sie auch dort, sodaß es nur Vorpostengefechte gab. Der Oberleutnant von Scheele überflog öfter ihr Lager und warf Bomben darauf, aber konstatierte auch gleichzeitig, daß sie die Bahn wiederherstellten und beabsichtigten, weiter ins Land einzudringen. Daher nahm sich die deutsche Heeresleitung vor, eine günstige Position bei Aus zu schaffen, welche stark befestigt wurde. Neun Monate lang hat man dort die Engländer erwartet, aber es fiel ihnen nicht ein, sich daran den Kopf zu stoßen. Bahnbauend gingen sie in südwestlicher Richtung darum herum. Kurz nach der Besetzung Lüderitzbuchts kam der englische Hilfskreuzer Kinfauns Castle vor Swakopmund und verlangte signalisierend die Niederlegung des Funkenturmes. Trotzdem diesem Verlangen sofort nachgekommen wurde, feuerte er noch 55 Schuß auf die unbefestigte Stadt, wobei die Brücke beschädigt, eine Kuh getötet und ein Schuß quer durch ein Piano ging, das in einem Hause beim Funkenturm stand. Er verabschiedete sich mit der Aufschrift auf einem Plakate: „Remember me“. Eine deutsche Patrouille besuchte darauf in der Nacht die englische Walfischbay, eine Stunde von Swakopmund und kehrte zurück, nachdem sie ein Maschinengewehr und andere Gewehre unbrauchbar gemacht hatte. Von Süden her über den Oranjefluß drangen die Engländer ebenfalls vor. Herr Oberstleutnant Heydebreck ließ die Engländer bis Sandfontain vordringen.

Über Nacht brachte er seine Truppen auf schwierigen Wegen durch die zerklüfteten Gelände der Karrasberge und umzingelte sie. Frühmorgens sieben Uhr eröffnete er das Feuer welches den ganzen Tag bis abends fünf Uhr währte, als die Engländer die weiße Fahne hochzogen.

Der englische Oberst Grant kapitulierte. 14 Offiziere und 260 Gefangene, zwei Geschütze, Waffen, Wagen und Pferde fielen als Beute in deutsche Hände.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

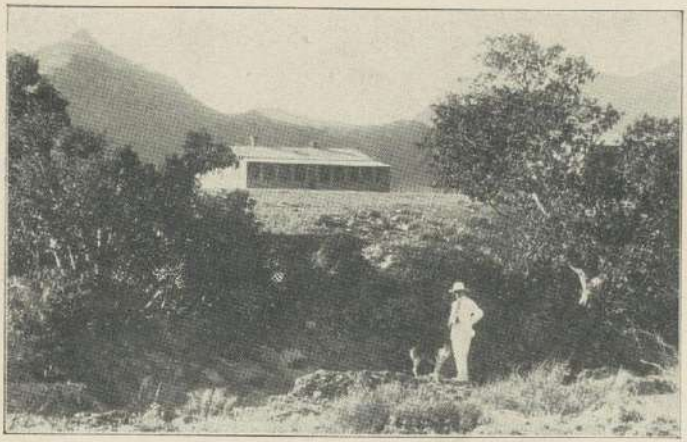
Oberst Grant war am Bein schwer verwundet, welches ihm aber durch die Behandlung deutscher Ärzte erhalten blieb, was er später sehr anerkannt hat. Leider gab es auch deutscherseits 26 Leicht- und 13 Schwerverwundete und 14 Tote, worunter sich der stürmende Major v. Rappard befand. Der Verlust wurde sehr beklagt.

Eine englische Streitmacht, die während des Gefechts zum Entsatz über den Oranje herbeigeeilt war, wurde so blutig zurückgeschlagen, daß sie, wie wir aus zuverlässiger Quelle erfuhren, nach Kapstadt kabelten: „Stop our basnalities" (Verschweigt unsere Verluste). Demgemäß berichteten dann auch die englischen Kapzeitungen, daß sie bei einem Zusammenstoß mit dem Feinde 15 Tote, 41 Verwundete und einige Vermißte eingebüßt hätten. Die gefangenen Engländer wurden zunächst nach Windhuk und dann nach Nordwesten nach dem entlegenen Franzfontein gebracht.

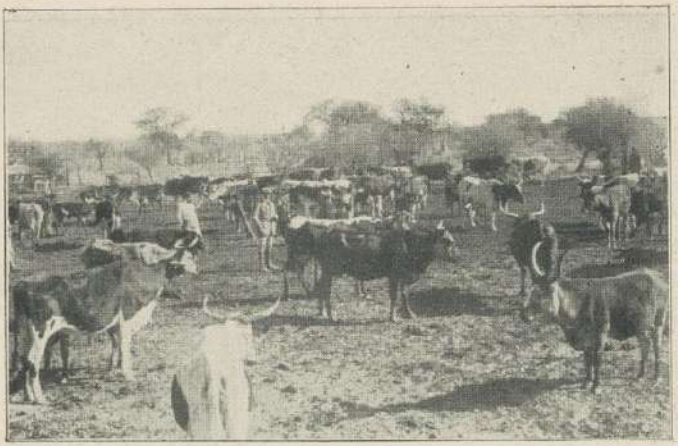
Diese ungebetenen Gäste mußten wir nun auch noch bei der Knappheit an Nahrungsmitteln beköstigen. Als die englischen Offiziere sich beim Gouverneur beklagten, soll er ihnen geantwortet haben: Meine Herren, sie bekommen genau dasselbe, was unsere Offiziere bekommen. Damit können auch sie zufrieden sein. Übrigens habe ich sie ja nicht eingeladen.

Aus Ostafrika drang zu uns die Nachricht herüber, daß die Deutschen die englische Ugandabahn besetzt und den Engländern eine schwere Niederlage bei Tanga bereitet hätten. Auch kamen gute Nachrichten aus Europa, besonders daß die französische Regierung nach Bordeaux verlegt sei. Aber auch bei uns hatte die Regierung die schleunige Räumung Swakopmunds befohlen. 400 bis 500 Frauen und Kinder wurden in zwei Zügen nach Karibib und Windhuk befördert, wo sie nachts ankamen und so gut wie es ging einquartiert wurden. Schulen und sonstige öffentliche Gebäude wurden zu Massenquartieren eingerichtet, was geradezu sehr unangenehm empfunden wurde. Zu bedauern war diese voreilige Maßnahme, wodurch große Massen Proviant, Kleidung und andere Lebensbedürfnisse zurückblieben, die dann später ruckweise und nur

Verladung von Marmorblöcken in Swakopmund s. S. 5.



Farmhaus in Deutsch-Südwestafrika s. S. 14.



Großvieh in Deutsch-Südwestafrika s. S. 12.

Bergdamara Hochzeitspaar und -gäste s. S. 20.

zu geringem Teile auf Ochsenwagen noch geholt wurden, denn auch die Bahn war gestört. Frau Pingel, die mit uns über Kapstadt heimfuhr, schilderte die hastige Räumung Swakopmunds folgendermaßen: Mein Mann und unsere Angestellten waren eingezogen. Wir hatten vier Stores in Swakopmund. Ich blieb mit meinen vier Kindern zurück. Die Geschäfte wurden geschlossen. Als der Räumungsbefehl kam, konnte ich nur noch das Nötigste zusammenpacken und mitnehmen. Wir hatten einen Konfektionsstore voll Waren. Später nach unserer Rückkehr fanden wir nur noch ein Hemd vor. Aus beiden vollgepfropften Material-Stores waren nicht nur die Waren, sondern auch die ganze Einrichtung verschwunden. Unser viertes Geschäft war ein Klavier-Verleih-Institut.

Von 60 Instrumenten haben wir nach dem Kriege nur drei im Lande wiedergefunden. Unser Schaden übersteigt 100 000 Mk. Ähnlich und noch schlimmer ist das verlassene Swakopmund von den Buren ausgeraubt worden, deren systematische Plünderungssucht weiter geschildert werden wird. Die verfrühten Maßnahmen der Regierung beruhten wohl auf Fürsorge für Frauen, Kinder usw. in Anbetracht der gewaltsamen Fortführung aus Lüderitzbucht, um hier ähnlichem vorzubeugen. Am 21. Oktober wurde die Stadt beschossen, aber erst am Weihnachtstage landeten sieben Transportschiffe unter Deckung eines Kreuzers in Walfischbay und nahmen sich Zeit bis 14. Januar, bevor sie nach Swakopmund kamen.

In der Zwischenzeit war der Kreuzer nochmals vor Swakopmund erschienen, hatte die Stadt beschossen und die Abfuhr der Lebensmittel und Waren verboten. Oberstleutnant v. Heydebreck veröffentlichte nun den amtlichen Bericht über das Gefecht und die Einnahme von Sandfontein. Ferner ein von ihm nach Kapstadt gesandtes, an die Union-Regierung gerichtetes Telegramm, daß mit den 44 farbigen Gefangenen aus Sandfontein standrechtlich verfahren werde, verlangt, daß von der Kapregierung keine Farbigen mehr im Kriege verwendet würden und fügte hinzu, daß er nach Äußerungen ihrer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Offiziere annehme, daß die Briten in Zukunft es den Deutschen überlassen wollten, in Südafrika die Verhältnisse zwischen Schwarz und Weiß zu regeln. Dies benannte die Zeitung ein denkwürdiges Dokument, das in London große Bestürzung hervorgerufen habe. Ferner die Aufzeichnungen eines englischen Offiziers, der in Sandfontein gefochten und gefangen genommen war. Dieser schildert lang und breit die Schrecken der Beschießung in ihrer Position und die fatale Enttäuschung der Engländer, die in der Annahme lebten, es gehe so langsam voran auf Windhuk, wo der Oberst Grant dann den deutschen Gouverneur ablösen werde. Der tüchtige Herr Oberstleutnant v. Heydebreck sollte die Siegesfreuden nicht mehr lange genießen. Am 9. November veranstaltete er in Kalkfontein ein Versuchsschießen mit Gewehr-Granaten. Nach sechs wohlgelungenen Probeschüssen explodierte die siebente Granate dicht über der Gewehrmündung, wodurch ein Reiter sofort tot, zwei schwer verwundet und zwei, Oberstabsarzt Dr. Berg im Oberschenkel und Oberstleutnant v. Heydebreck im Unterleib verletzt wurden. Er wurde sofort operiert, was gut verlief, aber schon drei Tage später starb er. Der Verlust des Höchstkommandierenden wurde allgemein tief betrauert und hohe Ehren wurden ihm noch am Grabe zuteil, besonders durch einen ehrenden Nachruf des Gouverneurs.

Zu diesem schmerzlichen Verluste gesellte sich später noch der des einzigen Generalstabsoffiziers in Südwest, Hauptmann Weck, infolge eines Sturzes vom Pferde.

Von dem portugiesischen Angola kamen Nachrichten, daß der Bezirksamtmann Schulze-Jena, der von Outjo dorthin geritten und von dem portugiesischen Kommandanten des Forts Naulia eingeladen war, beim Verlassen des Forts mit samt seiner Begleitung meuchlings im Rücken erschossen sei. Um diesen Meuchelmord zu sühnen, rüstete Major Franke mit einer Batterie Geschütze und 300 Mann zu einem Zuge durch Ovamboland. Es war ein mühseliger Weg, tagelang ohne Wasser, durch unwirtliche Gegenden in Fiebergefahr und anderer Not bis zum Kunene, dem Grenzfluß. Das Fort wurde in Brand geschossen und

erstürmt, wobei 150 Portugiesen fielen und 77 gefangen genommen wurden. Eine große Menge Munition, Geschütze und Gewehre wurden erbeutet, viele Ochsen und Wagen, worunter ein Sanitätswagen (2000 Mark wert) und viel Proviant. Deutscherseits gab es sechs Tote, zwölf schwer Verwundete, acht leicht Verwundete, darunter Major Franke. Der Kommandant entfloh mit seinem bösen Gewissen. Auf die Eingeborenen machte dies Ereignis großen Eindruck. Sie stellten sich bereitwillig unter deutschen Schutz. Der Ovambohäuptling Mandume lieferte der Truppe Schlachtvieh, indem er sogleich bei ihrer Ankunft, so schreibt Missionar Geelmann, eine Anzahl seiner Leute aussandte zum Ochsenstehlen. Das ist im Ovambolande so Sitte. Nachdem nun der Norden so gesichert und nach der Niederlage bei Sandfontein zunächst keine englischen Streitkräfte über den Oranje kamen, auch die von Lüderitzbucht aus operierenden Feinde bei ihren Vorstößen kaum über Garub hinaus, aber stets vor Aus Halt machen mußten; so war bis Ende Januar 1915 vorübergehend Ruhe im Lande. Bis dahin hatte der Burenaufstand Botha verhindert, seinen Willen in Südwest durchzusetzen. Dazu benötigte er aber bedeutendere, zahlreichere Kräfte als bisher in der Polizeitruppe und den Defence-Forces, die gesetzlich, wie auch ihr Name besagt, nur zu Landesverteidigungszwecken Verwendung finden sollen. Mit dem Ausruf, das Vaterland ist in Gefahr, war seinerzeit die Mobilmachung des bestehenden Söldnerheeres und der Ausbau der Bahn nach dem Oranje bewilligt. Nachdem aber die innere Gefahr bewältigt war und als die deutsche Eroberungsgefahr sich nicht einstellte, und die Deutschen nach der Einnahme von Sandfontein sich lediglich in der Defensive verhielten, entsprach dies nicht den Absichten Bothas. Zur Überwindung der ungeheuren Schwierigkeiten, womit die Einnahme Südwests, dieses trockenen, aus Sand, Steinen und Dornbüschen bestehenden, teilweise zerklüfteten Gebirgslandes verbunden ist, benötigte er viele Menschen, Pferde und Kriegsmaterial. Wo aber ein Wille ist, ist auch ein Weg und sei es mit Schwierigkeiten. Das englische Gesetz,

welches keine militärische Dienstpflicht vorsieht, bestand auch in der Union. Durch Parlamentsbeschluß wurde es einfach durchbrochen. Durch eine lange Rede, die sich in der Hauptsache auf Absichten Deutschlands stützte, die Union zu erobern, wozu wieder die gefälschte Karte von Nakab herhalten mußte, gelang es ihm und dem Kriegsminister Smuts, die Mehrheit des Parlaments für einen Feldzug nach Südwest zu gewinnen. Er sagte, daß England der Unionsregierung nach dieser Richtung freies Handeln überlassen habe, aber dazu keine Truppen bereitstellen könne. Deshalb sei es unerläßlich, die allgemeine Wehrpflicht (Eroberungspflicht wollte er sagen) einzuführen. Nach der Abstimmung, die mit großer Majorität in seinem Sinne ausfiel, hat er gesagt: „Nu zullen wy het vatten". (Jetzt werden wir Südwest fassen). Darauf wurde die ganze männliche Bevölkerung Südafrikas von 17 bis 45 Jahren binnen sechs Wochen zum Militärdienst ausgebildet. Wer sich weigerte, wurde ins Gefängnis geworfen. Im Mai erzählten mir Buren auf Befragen, daß 1500 zu je 18 Monaten Zwangsarbeit verurteilt worden seien wegen Weigerung. Stellvertretend konnten auch ältere Personen für Alterspflichtige eintreten. So habe ich manche 60- und 62jährige Graubärte angetroffen, die für ihren unentbehrlichen Sohn dienten. Mit einem so ausgerüsteten, berittenen Heere von 75000 Mann, leichter und schwerer Artillerie, vielen Automobilen und einem ungeheuren Train kamen nun die Uniontruppen von vier Seiten nach Deutsch-Südwestafrika, teils von Süden über den Oranje, teils von Osten durch die Kalahari, von Lüderitzbucht und hauptsächlich von Walfischbay und Swakopmund. Der Plan beruhte auf dem Prinzip der Umklammerung mit großen Massen. Von Lüderitzbucht aus operierte der General Mc. Kenzie, zunächst durch Wiederherstellung der von den Deutschen zerstörten Bahn, woran sie stets durch die Patrouillen verhindert wurden. Bei Garub kam es zum Gefecht. Die Engländer kamen mit fünf Eskadronen, schwärmten in weitem Bogen aus, aber die Umfassung glückte nicht. Sie mußten sich mit Verlusten an Toten, Verwundeten und zwei Gefangenen zurückziehen. Die

deutsche befestigte Stellung in Aus war uneinnehmbar für sie, weshalb sie mit ihrem Bahnbau im Bogen südwestlich vorangingen. Am 12. Januar überschritt auch eine starke Kolonne den Oranje, wurden aber von nur schwachen deutschen Kräften lange Zeit am weiteren Vormarsch verhindert. So meldete die Zeitung, daß ein Unteroffizier und 2 Mann, die am Oranje in Deckung lagen, als sie einen 80 Mann starken Feind vor sich hatten, diesen durch Schnellfeuer in die Flucht schlugen. Der Unteroffizier hatte gerufen: Ganze Kompagnie Feuer! Ausschwärmen! Dies kräftige Komando hatten die Buren verstanden. Gegen Übermacht, dazu noch von drei Seiten, kann jedoch weder Tapferkeit noch guter Wille standhalten. Die kleinen deutschen Abteilungen mußten sich immer weiter zurückziehen, wenn sie nicht abgeschnitten und gefangen genommen werden wollten. Dabei kam es öfter zu Nachhutgefechten, die den Feind am schnellen Vordringen hinderten. So hatte die Abteilung von Kleist (500 Mann) einen großen Erfolg, indem sie 200 Engländer in einem Nachtgefecht gefangen nahm. Leider wendete sich das Kriegsglück nachdem die Engländer 5000 Mann Verstärkung heranzogen. Auch Major Ritter hatte einen glänzenden Erfolg bei Kakamas, wobei er die Engländer über den Oranje zurückwarf und ihre Fahrzeuge zerstörte. Die Hauptmacht der Uniontruppen ließ Botha aber in Walfischbay landen, um von dort über Swakopmund bahnbauend auf Karibib und weiter gegen Norden vorzudringen. 3000 Mann schafften daran. Schienen, Wagen, Lokomotiven in Kapspur, gepanzerte Züge usw. kamen von Kapstadt nach Walfischbay, sodaß der Bau der Bahn schnell vorwärts ging. Es wurde daher beschlossen, deutscherseits den Süden aufzugeben, der bei dem Andrang des Feindes von 3 Seiten doch nicht zu halten war, sodaß die befestigte Stellung Aus einfach abgeschnitten werden konnte. Das war ein Betrieb. Schon lange gab es keine Kohlen mehr. Die Lokomotiven wurden mit Holz geheizt. Alle nur verfügbaren Wagen gingen nach dem weit entfernten Süden ab, um beladen mit Menschen, Pferden, Geschützen usw. eine Woche später zurückzukehren. Dazu war die Kost im Land knapper geworden. Die sonstige

Zufuhr von außen war seit sieben Monaten abgeschnitten. 20000 Weiße und 80000 Schwarze bedurften täglich Nahrung. Im Lande selbst wächst fast nichts, um so weniger als es in den letzten Jahren kaum geregnet hatte, so daß die Soldaten auch nur auf Reis und Fleisch in kleinen Portionen zu jeder Tageszeit angewiesen waren. Dazu kam noch der Aufstand der Bastards in Rehoboth. Dieses aus Buren und Namaweibern stammende Volk stand im Hererokriege treu auf deutscher Seite. Infolgedessen hat man ihnen in ihrem Bezirke Rehoboth auch besondere Vorrechte gelassen. Auch jetzt hatten 150 Bastards im Swakoptal gestanden. Aus Gründen, die wohl ein Mißtrauen rechtfertigten, hatte man sie in ihre Heimat gesandt zur Bewachung gefangener Engländer. Als sie merkten, daß der Süden durch das Herannahen der Engländer immer mehr von deutschem Militär entblößt wurde, konnte man bei ihnen auch eine verdächtige Engländerfreundlichkeit bemerken und hielt es daher für ratsam, sie nach dem entfernten Norden zu senden.

Dagegen weigerten sie sich mit dem Einwande, sie wollten im eigenen Lande bleiben und dieses schützen. Diese Auflehnung hatte ihre Entwaffnung zur Folge. Aber auch dagegen widersetzten sie sich zum Teil und 40 Mann, meist junge Mannschaft, flohen ins Gebirge. Alle Bemühungen des Gouvernements mit dem Rat der Bastards, um die Entwaffnung zu erreichen blieben ohne Erfolg und somit wurden sie für vogelfrei erklärt. Auch die Bastards in Otjimbingwe wurden gefangen genommen und nach dem Norden transportiert, ihre großen Viehherden wurden beschlagnahmt. Von dort gingen mehrere 100 Stück Großvieh und 3000 Stück Kleinvieh der Bastards fort. Alles zog nach dem Norden. Menschen und Tiere drängten sich. Ein Polizeibeamter sagte mir, daß im Süden Viehtransporte von 75000 Stück nordwärts getrieben würden, ungeachtet, ob Wasser und Weide vorhanden sei. Das zusammengepferchte Vieh brüllte und jammerte auch hier nach Nahrung, besonders die jungen Lämmer, die unter der großen Masse ihrer Mütter nichts fanden. Wie man hörte, haben die Engländer das Angebot der Bastards

zurückgewiesen, weshalb die Rehobother und Barsababastards sich kriegsbereit gemacht haben. Weiße Farmer, mit Frauen und Kindern, nahmen sie gefangen und töteten einige.

Als aber die deutsche Truppe gegen sie vorrückte, war es bald aus mit ihnen. Leider kostete es Opfer an Toten und Verwundeten. Die Bastards, welche mit ihren großen, schwer beladenen Wagen am Ausrücken waren, wurden teils gefangen genommen, teils im Kampfe erschossen. 32 Wagen und 4 Karren mit voller Ladung wurden kurzweg verbrannt und 500 Ochsen erschossen, das ganze Groß- und Kleinvieh zu Tausenden erbeutet und fortgetrieben. Grauenerregend muß die Aufreibung dieses Stammes infolge ihrer Auflehnung gegen ihre bisherigen Beschützer gewesen sein.

Von Süden, Südwesten und Osten waren die Engländer langsam nordwärts vorgedrungen, wie mir jemand versicherte, mit 1000 Ochsenwagen, denn die Bahn war deutscherseits beim Rückzuge gesprengt. Am 3. April besetzten sie Warmbad, am 18. Seeheim, am 20. Kutmannskoop, am 28. Gibeon. Zu gleicher Zeit setzten sich auch die in Walfischbay gelandeten in Bewegung. Ob sie weiter bahnbauend auf Karibib vorrücken, oder ihren Weg durchs Swakoptal nehmen würden, blieb vorläufig unsicher.

In Karibib, Otjimbingwe und auf der Farm sah man mit Spannung in die Zukunft. Die waffenfähigen Männer sind im Felde. Meine Tochter liegt in Karibib im Wöchnerinnenheim. Ihre Schwägerin führt seitdem das Hauswesen auf Farm Lievenberg mit 2×3 Kindern. Auch ich befand mich dort. Hälbich und Stritter in Otjimbingwe, Redecker von Westfalenhof wurden beurlaubt, um die großen Viehherden aus dem Swakoptale nach dem Norden fortzutreiben. Auch die Eingeborenen haben Befehl erhalten zum Ziehen. Das sah aus wie der Auszug aus Ägypten. Den großen Herden folgten die vollgepackten Wagen und Karren der Eingeborenen mit ihren Säcken und Kisten, Fellen und Decken. Weiber thronen oben drauf oder gehen bepackt zu Fuß nebenher mit ihren unentbehrlichen Omeire-Kalabassen. Ein Bild zum Malen. Verschiedene weiße Frauen aus Otjim-

bingwe, deren Männer im Felde stehen, zogen es vor, über Karibib nach dem Norden zu flüchten. Ihre Wohnungen sind später von den Buren geplündert worden. Leider fanden sich in Karibib Menschen, die zum Flüchten rieten, später aber selbst zu Hause blieben, was auf alle Fälle das Richtigste ist, wenn der Feind im Anzuge ist. Auch ich habe den Meinigen wiederholt und dringend angeraten, im Farmhause zu bleiben, da wir doch dort keine Kosaken zu fürchten hätten. Leider konnte ich sie nicht überzeugen, daß ihre Häuser und Habe nach dem Verlassen dem Feinde preisgegeben sei. Herr W. Redecker, der Bruder meines Schwiegersohnes, brachte daher seine Frau und die sechs Kinder mit vielem Gepäck nach Karibib, wo sich meine Tochter mit der Kleinsten dazugesellte und dann fuhren die Flüchtlinge zwei Tage im offenen Packwagen nach dem entfernten Grootfontein. Ich hielt es nicht richtig, so auf das Ungewisse in der Welt herumzuirren und das Haus vogelfrei zu lassen, damit jeder nach Belieben darin hausen könne. Ich hatte den Mut, allein dazubleiben und den Dingen die da kommen sollten, mit Ruhe ins Angesicht zu sehen. Für die nächste Zeit war ich auch als einziger Weißer auf der Farm und der einzige Gast an dem noch reich gedeckten Tisch. Währenddem wurden uns von einer zirka 20 Köpfe zählenden schwarzen Räuberbande zwei Ochsen gestohlen. Unsere Eingeborenen und die Otjimbingwer Polizei verfolgten sie in die Berge, fanden aber nur noch Knochenreste und Patronenhülsen. Die Räuber waren mit englischen Gewehren bewaffnet und hatten unsere Leute beim ersten Treffen beschossen. Infolge dieses Zwischenfalles trieb man mich unter Hinweis auf diese und ähnliche Gefahren auch von dem Farmhause weg. Alles Sträuben meinerseits und der Hinweis auf ein ohne Schutz dastehendes Farmhaus, nützte nichts; ich durfte nicht bleiben, ohne mein Leben in Gefahr zu bringen. Ich fuhr deshalb nach Otjimbingwe, um dort die Bevölkerung von der Flucht zurückzuhalten. Das Flüchtlingsbüro in Karibib hatte auch schon einen großen Wagen gesandt, der zwei Familien mit ihrer Habe holen sollte. Der Wagen war bereits voll-

gepackt und zur Abfahrt bereit. Abends hatten wir eine Besprechung, in der ich alle aufforderte, daheim zu bleiben, auch ich würde kommen und die alte Mutter Redecker mit ihrer Tochter schützen, wenn Feinde kämen. Der Wagen wurde abgeladen und alle Anwesenden blieben in Otjimbingwe, acht Familien im Ganzen. Ich fuhr zurück zur Farm und holte meine drei Koffer und allerlei Lebensmittel nach Otjimbingwe. Was ich nicht mitnehmen konnte, blieb zurück. Unsere Viehherden (700 Stück Großvieh und 2000 Stück Kleinvieh) schaffte W. Redecker in zwei Kolonnen fort und nur etliches Schlachtvieh für uns und Milchvieh für die zurückgebliebenen Eingeborenen blieb auf der Farm zurück, ferner einige schwache Ochsen zu meiner Verfügung, falls ich zur Farm fahren müsse. Diese Schilderung in eigener Angelegenheit ist notwendig, um eine Erklärung zu finden, weshalb ich später in Otjimbingwe nicht verhüten konnte, daß die Buren-Engländer mir meine Koffer erbrachen und alles raubten, was ihnen gefiel.

Während nun im Süden die kleinen deutschen Abteilungen die Engländer aufhielten, wobei sie von Zeit zu Zeit auch etwas abbröckelten durch Verluste an Gefangenen, suchte man die größere Macht, von Walfischbay kommend, aufzuhalten, indem man außer zu der entgegengestellten Wehrmacht, auch zu anderen Abwehrmitteln griff. Von Walfischbay führt der Weg nach Swakopmund der Küste entlang, besonders an einer Stelle durch einen schmalen Düneneinschnitt. Hier wurden zwei starke Minen gelegt mit elektrischer Zündung in einiger Entfernung. Die eingegrabenen Dynamitkisten waren mit starken Bohlen bedeckt, über welche noch Klippen und Sand aufgeschichtet war. Ein Freiwilliger erklärte sich bereit, in einer in die Dünen eingegrabenen Pianokiste Tag und Nacht Posten zu liegen und den ankommenden Feind zu begrüßen, der mit jedem Tage erwartet wurde. Er ließ den Feind über die erste Mine gehen, brachte die zweite aber zur Explosion, als der Feind mitten darauf war und dann, als die übriggebliebenen zurückflohen, brachte er die erste los. Um unbeachtet entfliehen zu können, blieb er bis in die Nacht in seinem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Versteck und konnte so auch die ungeheure Wirkung beobachten. 40 gesattelte Pferde liefen in die Namib hinein und fielen in deutsche Hände. Viele Tage später bemerkte man, daß in Swakopmund die Flaggen auf Halbmast wehten, woraus man schloß, daß auch Offiziere dabei umkamen. Zweck dieser Minenanlagen war, eine Unsicherheit zu schaffen für Bothas Scharen und ihr weiteres Vordringen aufzuhalten. Überhaupt war an einen entscheidenden Sieg über die Eindringlinge nicht zu denken.

Der Gedanke, die Einnahme der Kolonie noch bis vor Ende des Kriegs in Europa zu verhindern, gebot ein möglichst langes Aufhalten des Feindes und ein langsames Zurückgehen der eigenen Streitkräfte. Wäre Botha unterrichtet gewesen über die kleine Kraft, er hätte sich gewiß mehr beeilt, um zu seinem Ziele zu kommen. Nach der endgültigen Übergabe sollen die Feinde gefragt haben, ob das die Soldaten alle wären. Am 16. Februar hielt Botha endlich seinen Einzug in Swakopmund, wo er eine große Standrede an Offiziere und Mannschaften gehalten haben soll. Wie er mir später schrieb, will er dort bestimmten Befehl gegeben haben, daß Privateigentum unangetastet bleiben solle. Die schon erwähnten Tatsachen der völligen Ausplünderung sind der reine Hohn auf solche Reden. In Swakopmund ist alles von seinem mitgebrachten Gesindel ausgeraubt worden. Die Möbel lieferten das Brennholz, Klaviere wurden mit der Axt zerschlagen und verfeuert. Die großen Vorratshäuser der Kolonial-Gesellschaft und von Woermann Brock lieferten den Buren reiche Beute. Wie mir ein englischer Leutnant sagte, hätten sie einen großen Weinvorrat vorgefunden. Das schöne Warenhaus von Rudolph Hertzog ging in Flammen auf, jedenfalls, nachdem es geplündert war. Die Missionsstation fand man später schrecklich zugerichtet wieder. Bei der überstürzten Räumung hatten die Einwohner fast ihre ganze Habe zurücklassen müssen.

In der Annahme, daß die Uniontruppen, während sie mit 3000 Mann an der Herstellung der Bahn von Walfischbay resp. Swakopmund in Kapspur auf Karibib arbeiteten, um

hier den Bahnanschluß nach Windhuk leichter zu finden, sammelte sich die deutsche Streitmacht teils vor dieser Strecke in der Namib, aber auch im Swakoptale, um dort den Weg über Otjimbingwe zu versperren. Die schöne Farm Guanicontos am unteren Swakop fiel dabei in die Hände der Feinde.

Bald darauf am 20. März aber kam es zu heftigen Gefechten bei Rind, Jakalswater und Pforte, welche von früh bis abends 6 Uhr anhielten. Durch die Taktik der Buren wurden auch die Deutschen zu zerstreuten Stellungen, Angriffen und Abwehren gezwungen. 40 Mann lagen längere Zeit in geringer Deckung 1300 Mann gegenüber. Sie mußten sich zurückziehen, nachdem ihnen die Munition ausgegangen war. Auch die deutsche Artillerie schoß sehr gut, aber die Bewegungsfreiheit der an Zahl zehnfach überlegenen Uniontruppen gebot ihnen stets das Ziel zu ändern. Das Gefechtsfeld dehnte sich sehr weit aus und dazu kam noch das Unglück, daß der Munitionswagen beschossen und untransportabel wurde. Von Karibib ging ein Zug mit 200 Mann Verstärkung ab. Die auf ihren schnellen Pferden sehr beweglichen Buren umzingelten den Zug, nachdem sie zuvor durch Zerstörung der Geleise den Rückzug verhindert hatten und nahmen die 200 Mann gefangen, unter ihnen den Feldprediger Pastor Heyse aus Karibib. Die verteilten deutschen Abteilungen hatten tapfer gefochten, wie ich später aus den Einzeldarstellungen entnehmen konnte; hatten auch schon am Morgen 47 Gefangene gemacht. Feindlicherseits war schon der Rückzug angeordnet, als sie durch die Gefangennahme der 200 Mann und die Eroberung der zwei Geschütze neuen Mut faßten. Am Abend zogen sich die Deutschen in nordöstlicher Richtung zurück und auch die Engländer behaupteten nur teilweise das Schlachtfeld. Ein deutscher Arzt, der dasselbe am nächsten Tage nach Verwundeten absuchte, meldete, daß er ganze Berge von englischen Leichen vorgefunden habe. Die Buren, sonst als gute Schützen bekannt, hatten immer zu hoch geschossen. Demnach wurde auf deutscher Seite der Verlust auf fünf Tote, 18 Verwundete und 28 Vermißte, außer den erwähnten 200 Gefangenen, als gering angesehen. Am

26. März kam es noch einmal bei Treckkopje, welches weiter nördlich an der Otavibahn liegt, zu einem Gefecht, in dem die Deutschen zum Angriff vorgingen. Die Übermacht und die Umklammerungsgefahr war aber zu groß. Ein allmähliges Zurückweichen war das Einzige gegen den übermächtigen Feind. Die Deutschen zogen sich auf Dorstrivier, Dorstriviermund und Kubas zurück, während die Engländer sich von ihrem Nasenbluten bei Jakalswater erholten. Botha hatte wohl eingesehen, daß er bei weiterem Vordringen in die Berge mit seiner bisherigen Streitmacht auch Gefahren ausgesetzt sei; denn er hatte jedenfalls trotz seines Glückes (denn Sieg konnte man es nicht nennen), doch Respekt vor den Deutschen bekommen. Er fuhr daher nach Kapstadt, um noch 15000 Mann und Rosse als Verstärkung zu holen. Eine gedrückte Stimmung bemächtigte sich der Bevölkerung. Die Zeitung brachte einen langen Artikel mit der Überschrift: „Jakalswater". Nach dem Jubel über die Siege von Sandfontein und Naulia kam jetzt die Niederlage von Jakalswater. Aber im Vertrauen auf unsere braven Truppen, die noch kräftigen Widerstand leisteten, hoffte man die große Kolonie so lange zu halten, bis der Friede in Europa auch Botha's Scharen in Südwest ein „Halt" geböte?

Der Gouverneur hatte am 22. März die Sitzung des Landesrats mit einer großen Rede eröffnet und dabei erklärt, bis aufs Äußerste Widerstand leisten zu wollen. Wo dieser äußerste Punkt lag, konnte niemand wissen. Jedenfalls wußte jedermann, daß man dort nicht anlangte, ohne viel Verlust an Menschenleben. Man muß die weise Klugheit unseres allverehrten Gouverneurs ehren, daß durch geschickten Rückzug viel Menschenleben erhalten geblieben sind, zumal die meisten Krieger verheiratete Farmer waren.

Die Ehre für Kaiser und Reich einzustehen (hier die Kolonie zu retten), war trotzdem mit Begeisterung der einzige Gedanke, der alle bis zum letzten Augenblick beherrschte, wenngleich dieser Weg leider oft über Leichen und durch den Jammer der Blutströme ging. Es war doch nur eine Frage der Zeit, wie lange sich das Häuflein deutscher Krieger gegen den immer

frischen Nachschub der Buren würde halten können bis zur Beendigung des Weltkrieges. Den Farmern am Swakop wurde Räumung befohlen mitsamt ihrem Vieh, um dem Feinde nicht das Fleisch zu lassen. Der Zivilbevölkerung in Karibib und Otjimbingwe war es freigestellt zu bleiben. Auf eine Frage des Herrn Rösemann im Landesrat, was im Bezirk Karibib in dieser Beziehung zu tun sei, antwortete der Herr Gouverneur: „Das müsse jeder am besten selber wissen. Am 3. April siedelte das Gouvernement von Windhuk nach Grootfontein über, während der Gouverneur selbst in Windhuk blieb. Ängstlichen Gemütern lag noch der ganze Schrecken des Hererokrieges im Gedächtnis und die Erinnerung an dem schrecklichen Hausen der Engländer in Transvaal trieb Frauen und ganze Familien in die Flucht, um allem, was auch kommen möge, aus dem Wege zu gehen. Es war das alte Lied. In Windhuk war alles überfüllt, in Grootfontein und anderen Orten des Nordens ebenfalls. Die Mühsale der Reise und der Aufenthalt in der Ferne schien ihnen gering zu sein gegenüber der Gesellschaft eines gefürchteten Feindes. Ach, wie haben sich die armen Flüchtlinge getäuscht! Wie verwüstet haben sie später ihre Wohnungen wieder angetroffen. Keinem, der zu Hause blieb, ist ein Leid geschehen.

.....

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Raubzug der Buren durch Südwest.

Während sich nun die deutsche Hauptmacht der Bahn entlang auf Karibib zurückzog, besetzte nur eine Kompagnie das Swakoptal bei Kaltenhausen und Tsaobis. Sie bewegte sich stets zwischen dem Swakop und Karibib, um hingreifen zu können, wo es not tat. Auf diese Weise kam sie am 16. April über Otjimbingwe, wo sie Rast machte. Die Mannschaften machten einen frischen Eindruck, wurden von uns bewirtet und machten Einkäufe. Der Feldwebel Nannen erzählte von einem Patrouillengefecht, das er mit nur fünf Mann gegen 300 Engländer gehabt habe, die sich zurückgezogen hätten, nachdem auch nur ein Pferd gefallen war. Auch Leutnant Ziegler, der einige Tage später mit nur zehn Mann durchkam, hatte bei Kaltenhausen ein kleines Gefecht mit Engländern in den Bergen gehabt. Einige Tage später kam Hauptmann Huber v. Liebenau, der ebenfalls sagte, daß die Engländer stets mit starken Patrouillen vorstießen, aber auch ebenso furchtsam verschwänden. Aus allem ging hervor, daß es nur Rekognoszierungsritte waren, um einen Vorstoß durch das mit hohem Gebirge umsäumte Swakoptal vorzubereiten. Die Abteilungen gingen nach Audawib weiter, wo sie ihr zeitweiliges Standquartier hatten, kamen aber abwechselnd zurück durch Otjimbingwe. Bei den Schwierigkeiten der Wasserversorgung und Verproviantierung seiner Truppen im Swakoptal, nahm sich Botha Zeit für ein weiteres Vordringen, bis er am 26. April seine großen Verstärkungen von Kapstadt erhalten hatte. Die deutsche Kompagnie unter Haupt-

mann v. Liebenau war zu dieser Zeit auch wieder in Otjimbingwe eingetroffen und hatte sich auf der Polizeistation jenseits des Flußlaufes Omasemma häuslich niedergelassen. Ich war, wie vordem erwähnt, am 25. nach fünfwöchentlicher Abwesenheit nach Farm Lievenberg gefahren und kam am 30. April, vormittags 11 Uhr, mit der Karre zurück. Frühmorgens vor meiner Abfahrt von der Farm hörte ich schon Maschinengewehrgeknatter, legte aber keinen besonderen Wert darauf. Ich hatte erst eine böse Ahnung, als ich unterwegs viele Pferdespuren im Sande sah und in der Farm Rauch. Je näher wir kamen, je größere Bedenken stiegen in mir auf, daß wohl der Ort beschossen und niedergebrannt sein könne. Endlich bemerkten wir in der Ferne überall ein Gewimmel von Militär mit Tropenhelmen und Pferden. Bei Overkant wurden wir angehalten. Ein Korporal stellte an mich die Frage, woher ich komme und wohin ich wolle. Er sprach holländisch und ich antwortete ihm ebenso, daß ich von der Farm Lievenberg komme, die 20 Kilometer in östlicher Richtung liege und daß ich weiter fahre in den vor uns liegenden Ort. De Kaar moet hier blijven, en U moet uitstappen, war die Antwort. (Die Karre muß hier bleiben und Sie müssen absteigen.) Die Karre soll auch hier bleiben, sagte ich, nur noch 1 Kilometer habe ich zu fahren, dann bin ich zu Hause, dort wo die Kirche steht, bei Redeckers Store. Ich frug dann ganz unverfroren, wer sie denn wären, ob hier vielleicht Oorlog sei. Wel, sagte er, hier is Oorlog, darom zeg ik, U moet hier blijven en ook de Kaar. Ohne darauf einzugehen, ging ich in das Haus des Herrn Glöditsch, der mit mich seiner Frau, und der Frau Bentzin mit verstörten Blicken begrüßte. Auch ein verwundeter Gefangener stand dabei. Ich tat dies, um Rede und Gegenrede aus dem Wege zu gehen auch um mich dadurch unbefangen zu zeigen. Als ich zur Karre zurück kam, hatte der Soldat schon mein Gewehr beschlagnahmt und frug: Waar zijn de Patronen? Ich gab sie ihm und ohne auf das Gebot des Dortbleibens zu achten und sagte: Nu kummen wy verder varen, na Otjimbingwe toe. (Nun können wir weiter nach

Otjimbingwe fahren.) Ohne Widerspruch gings dann weiter unter Begleitung von vier Soldaten. Der eine sagte zu mir, Klimm up! ich erwiederte: Klimm U ook up! So saßen wir beide zusammen und auf mein Befragen erzählte er mir alles, was sich zugetragen. In der Morgenfrühe hätten sie den Platz von drei Seiten umstellt und nach kurzer Gegenwehr genommen. Es habe auf ihrer Seite zwei Tote und acht Verwundete gegeben, auf deutscher Seite drei Verwundete; außerdem 25 Gefangene. In Otjimbingwe angekommen, sagte mir Fräulein Redecker kurz, was geschehen und daß der General mit seinem Stabe in der Veranda sitze, ich möge zu ihm gehen.

So ernst die Lage auch war, so unbefangen stellte ich mich ihm gegenüber, nannte meinen Namen, und gab ihm die Hand. Indem er mir einen Stuhl bot, sagte er: Welcome! General Meyburgh. Dann zog er sein Vergißmeinicht hervor, um meinen Namen einzutragen. Ich gab ihm meine Karte, er mir die Seinige. Als er las Niebuhrstraße, sagte er mir, daß er in Deutschland einen Freund gehabt, der auch Niebuhr geheißen habe. Bei weiterer zwangloser Unterhaltung erkundigte er sich nach den Wasserverhältnissen in der Richtung auf Windhuk. Die deutsche große Generalstabskarte in Lichtpause lag vor uns ausgebreitet auf dem Tisch, somit konnte ich ihn nur darauf verweisen, denn jede, auch die kleinste Wasserstelle, stand darauf verzeichnet. Bei seinen glänzenden Erfolgen war er sehr gut aufgelegt. Er erzählte mir, daß sie jetzt in Walfischbay noch 25000 Mann gelandet hätten mit ebenso viel frischen Pferden. Seit drei Tagen seien sie durch die Namib mit 5000 Mann nach hier geritten und wollten jetzt weiter auf Windhuk zu. Ich sagte: Warum geben sie sich soviel Mühe, um dieses Land voll Sand, Steine und Dornen zu erobern, sie haben doch an der Union besseres Land und doch auch genug für sich. Die Opfer an Geld und Menschenleben decken den Wert nicht. Wy willen ons Land noch een bitje grooter maaken, war seine kurze, ruhige Antwort. Sein und der anderen anwesenden Offiziere Verhalten beruhigte mich derart, daß ich mich kaum unter Feinden fühlte. Draußen wimmelte es von immer neu

Farmhaus Lievenberg bei Otjimbingwe s. S. 7.

Auf der Reise mit Ochsenwagen in Deutsch-Südwestafrika s. S. 9 u. 16.

Eingeborenen-Werft bei Windhuk s. S. 18.

Swakoprivier bei Regenzeit.

Palmengarten in Omaruru s. S. 21.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ankommenden Truppen. Der ganze Platz war in dichtem Staub gehüllt. Ich verabschiedete mich, um meine Karre abzuladen. Die Eskorte bat mich um ein Glas Rum. Als ich aber im Nebenhause in mein Schlafzimmer ging, um es zu holen, stand ich starr vor Staunen und wußte in dem Augenblick nicht, ob ich lachen, oder in Wut ausbrechen sollte. Welche Erscheinung! Eine ungeahnte Verwüstung, ein wildes Durcheinander von Kleidungsstücken und anderen Sachen lag zerstreut am Boden durchs ganze Zimmer. Meine drei sorgfältig vor Kriegsausbruch gepackten Koffer waren von den Buren erbrochen und standen leer. Alles Wertvolle war geraubt und was ihnen des Mitnehmens nicht wert war, lag zertreten in dem großen Raum. Goldene Ketten, Uhren, Kameras, Ferngläser, Brieftaschen mit Inhalt, Stiefel, Toilettetasche, Strümpfe und Unterkleider, eine Kiste Zigarren und wertvolle Andenken, alles war verschwunden.

Empört über diesen ungeahnten Einbruch, Raub und Diebstahl, ging ich zurück zum General und meldete ihm dies in der Annahme, er werde sofort eine Untersuchung einleiten und sowohl Sorge tragen, daß ich die mir gestohlenen Sachen zurück erhalte, als auch durch Bestrafung der Schuldigen die Ehre des Soldatenstandes seiner edlen Nation gerettet werde. Nach deutscher Auffassung konnte ich nicht annehmen, daß ein General dulden werde, daß man seine Mannschaften als Einbrecher und Räuber bezeichne. Dies ließ ihn aber ganz kalt. In ruhigem, gelassenen Tone antwortete er mir: Breng my die man, die dat gedaan heeft, en ik zal hem bestraffen. Sonderbar, sage ich, wie soll ich die Diebe, die mich bestohlen haben, Ihnen bringen. Ich war doch nicht hier heute morgen. Ich merkte sofort, daß ihm die Plünderung ganz recht, wenigstens gleichgültig war. Kein Ausdruck des Bedauerns kam hervor. In kaltem Tone fuhr er fort: „Och dat is Oorlog!“ So, sage ich, Oorlog? Ich nenne das Plündern. In gereiztem Tone sagte er dann: U kan toch niet van my verlangen, dat ik voor iedere deur een wachtposten opstel? Ich wollte ihm antworten, daß dies sicherlich sehr angebracht wäre, wenn er solches von dem Gesindel dulde, was er mit sich führe, hielt es aber für ratsamer,

ihn nicht zu reizen, denn ich stand wehrlos einer brutalen Gewalt gegenüber, zumal ein englisch sprechender Offizier auch erklärte: That is war! Und ein anderer mit halb lächelnder Miene sich noch lustig darüber machte. Nimmt man das Verhalten dieser drei, die doch wohl in ihrer geäußerten Gesinnung einen mangelhaften Begriff von Ehre verrieten, hinzu zu dem, was mir ein deutsch sprechender Leutnant, gebürtig aus Tilsit, am folgenden Tage sagte, so bestätigte sich schon in etwa, was einige Soldaten geäußert haben: „Es sei ihnen schon in Südafrika versprochen, sie könnten hier reiche Beute machen."

Dieser Leutnant sagte rund heraus: „Ein jeder will Beute machen." „Wäre Frau Bentzin bei ihren Sachen geblieben, so hätte man ihr auch nicht so viel weggenommen. Die Frau hat mir leid getan, als man ihr all die schönen Felldecken raubte. Ich habe mir blos ein Tigerfell genommen." Das sagte ein Offizier, der keinen Hehl daraus machte, sich selbst als Dieb zu bezeichnen. (Frau Polizeisergeant Bentzin war, als ihr Mann mit der Truppe floh, in ein Nachbarhaus entwichen. Unterdessen raubten die Buren über 500 kostbare Felle von hohem Wert.)

Ich hatte General Meyburgh auch in Kenntnis gesetzt, daß das Farmhaus Lievenberg verlassen sei, indem mein Schwiegersohn im Felde und die Frau mit den Kindern nach Grootfontein geflüchtet sei. Ich ersuchte ihn, mich zur Farm zurückkehren zu lassen, was er aber strikte ablehnte mit den Worten: „liets verkeerderes kunnen de menschen niet doen, dan dat ze haare huisen verlaten." Alle Vorstellungen und Bitten fanden kein Gehör. Er winkte ab mit den Worten: De scouts zyn ook al vooruit en ik kan onmogelyk instaan voor onbewoonde plaatzen. Er zog sich darauf zurück in unseren Store, wo er die deutsche Post beschlagnahmte und sich mit seinem Stabe häuslich einrichtete.

Auch ich ging, um die Trümmer meiner Habe zu sammeln, zu ordnen und festzustellen, was fehlte. Damit beschäftigt, bemerkte ich Schritte in einem nebenan liegenden Lagerraum, worin ich meine Kisten mit Fellen und photographischen Platten

untergebracht hatte, auch einen Sack Reis, eine Kiste Tee und einen Sack Zucker.

Als ich hinzu kam, sah ich die Kisten mit der Axt eingeschlagen, die Platten und Felle herumliegen und fünf Buren waren mit Abfuhr der Lebensmittel beschäftigt. Das starke Schloß der Tür war erbrochen. Ich war wütend über die Zerstörung meiner mehr als einjährigen Arbeit und mußte mich beherrschen, diesen Räubern nicht zu Leibe zu gehen. Ich beschränkte mich darauf, ihnen einige meiner Felle zu entreißen, konnte aber nicht verhindern, daß sie die Kost wegschleppten. Ich ging ihnen nach und traf auf dem Wege einen Offizier, den ich ersuchte, die Namen festzustellen, damit ich sie dem General nennen könne. Statt aber die Spitzbuben zu fassen, wechselte er mit lächelnder Miene einige Worte mit ihnen in englisch und ließ sie gehen. Mir schien dies weniger Laxheit als befriedigtes Einverständnis zu sein, weshalb ich zur Vorsicht ihn ersuchte, mir seinen Namen aufzuschreiben, was er auch tat.

Nun allein auf Selbsthilfe angewiesen, holte ich mit Hilfe eines Eingeborenen alles aus den verschiedenen Räumen zusammen und brachte es aus dem Nebenhause in das Haupthaus. Aber wie die Katzen hatten sie schon wieder in den Zwischenräumen etwas weggestohlen, ohne daß man jemand bemerkt hatte. Überall in und um den Häusern schlichen sich Buren herum, nach Nahrungsmitteln spähend; denn Proviant hatten sie in den letzten drei Tagen nur ein Kilo Büchsenfleisch und einige Bisquits in den Satteltaschen pro Mann bekommen und der Nachschub an Proviantwagen kam wie eine Schnecke im tiefen Sande nach. Darum ernteten sie auch den ganzen Gemüsegarten ab. Die kaum angesetzten Kartoffeln wurden mit Hacken und Händen herausgescharrt. Gegen Abend traf ich einen handfesten Buren in einer Kammer des Nebenhauses mit einer Schüssel voll solch kleiner Kartoffeln in der Hand. Ich frug ihn in holländischer Sprache, was er hier zu suchen habe. Ganz verlegen staunte er mich an, als wäre er taubstumm. Ich wiederholte meine Frage etwas kräftiger, worauf

er in derbem Holländisch erwiederte: Ik verstaa geen hollands, Ik spreek alleen engels. Darauf drohte ich ihm, sich sofort zu entfernen oder ich würde ihn dem nebenan wohnenden General melden, worauf er schleunigst ging. Bis zum späten Abend hatte ich mit Bergung der Trümmer meiner Habe zu tun, als uns ein Leutnant ersuchte, auch noch die Hühner ins Haus zu retten, da sie die Buren aus dem Stall holten. Von zwölf retteten wir nur noch drei und den Hahn. Endlich nahm ich mir nun auch die Zeit, um dem General Meyburgh die Einbrecher, Kostdiebe und Kistenräuber zu bringen, die ich dem Leutnant Wilkins bezeichnet hatte. Im Store saß er, umgeben von seinem Offizierskorps. Aber kaum hatte ich mit meinem Vortrag begonnen, als ich auch schon die barsche Antwort zu hören bekam: „Ik heb geen tyd om klagten te hooren." Und als ich dann noch versuchte, mich auf seine Worte „Breng mij die man" zu beziehen, schob mich auch schon ein Offizier bei Seite mit der Bemerkung: „Geen enkel woord meer, of U wordt wegbracht". Damit war also Schluß seinerseits und ich zog daraus den Schluß meinerseits, daß ich schutzlos der Gewalt der Feinde gegenüberstand, deren Willkür ich preisgegeben war. Schweigen war also die vorteilhafteste Weisheit bei dem mittelalterlichen, von den Vorgesetzten protegierten Plünderungssystem der Buren. Schon stand der Mond am Himmel, als ich das letzte Stück, auch die Betten, ins Haupthaus befördert hatte, als ich auf dem letzten Gange noch mit Erschießen bedroht wurde, wenn ich nicht unter Dach bleibe. Damit war Schluß des ersten Tages der Bureninvasion. Die Buren kampierten draußen um ihre Lagerfeuer, wozu sie den ganzen Gartenzaun schon verfeuert hatten. In der folgenden Nacht aber trieb mich die Unruhe mehrmals aus dem Bett zur Untersuchung, ob auch bei uns eingebrochen war. Am folgenden Tage hatte ich nun riesig viel Arbeit mit der Neuordnung meiner Sachen, wobei ich feststellte, daß mir für 2000 M. an Wert gestohlen war. Ich machte eine Aufstellung, schrieb einen holländischen Brief dazu, worin ich die ganze Plünderung darstellte und übergab ihn persönlich dem Major Jooste mit

dem Wunsche, mir £. 100.— Entschädigung zu zahlen. Er las ihn mit Kopfschütteln und tröstender Antwort: „Ik zal er op terug koomen!“ Bis heute warte ich vergebens. Immer neue Burenscharen kamen durch Otjimbingwe und machten Rast. Fast ausgehungert, glaubten sie alles vorzufinden. Scharenweise belagerten sie Haus und Store, um Nahrungsmittel, besonders Salz, zu kaufen. Das dann noch verbliebene Vieh wurde massenhaft hingemordet, das beste gefressen und der Rest den Schakalen überlassen. 6800 Mann, die den Ort in den fünf Tagen passierten, haben über 1000 Stück Groß- und Kleinvieh, meist ohne jede Bezahlung, dort abgeschlachtet. Dabei kam es oft zu Gesprächen, wobei man binnen fünf Minuten zehn Zuhörer und fünf Mitteiler hatte. Staunen mußte man oft über die Beschränktheit und den Mangel an Kenntnis der Sachlage in Europa. Das ganze Wissen beruhte nur auf mündlicher Überlieferung und dem Glauben an alles, was ihnen aufgebunden war. Der Krieg war nach ihrer felsenfesten Überzeugung vom deutschen Kaiser veranlaßt und ohne jeden Grund vom Zaun gebrochen worden. Ohne Wissen der Engländer habe er alles vorbereitet, ohne jede Kriegserklärung das kleine unschuldige Belgien überfallen, wo die deutschen Barbaren die abscheulichsten Greueltaten verrichteten, Säuglinge aufspießten und Frauen die Hände abhackten, ganze Städte verbrannten und das Land aussaugten. Dagegen sei das bißchen Stehlen und Einbrechen hier ein lustiges Kinderspiel. Sie hierüber eines Besseren zu belehren, erschien mir bald vergebliche Liebesmühe. Den gewöhnlichen Buren sagte ich, daß man ihre Einfalt zu solchem Glauben benutze und den scheinbar Aufgeweckteren sagte ich, ob sie denn so einfältig seien, sich solchen Unsinn aufbinden zu lassen. Daß wir in Europa über 40 Jahre in Frieden leben konnten, sei allein der Besonnenheit und unserem von Friedensliebe erfüllten Kaiser zu verdanken, der erst dann zum Schwert gegriffen, als die Feinde bereits mobil an den Grenzen standen. Ich stellte mich mitten unter fünf starke Buren und erklärte ihnen, wie man Deutschlands Untergang geplant habe seit

langer Hand, um es von vorn, von hinten und von beiden Seiten anzugreifen und zu vernichten, aber weder Frankreichs Revanchegedanken noch Rußlands und Serbiens Fanatismus, vor allem aber Englands Neid und Mißgunst seien imstande, die unvergleichlich starke Macht des deutschen Reiches zu bezwingen. Das wirkte, denn sie bekannten, auch gehört zu haben, daß es auf der ganzen Welt kein besseres Militär gäbe, als das deutsche. Ich sagte: Ja, aber auch keinen besseren Kaiser, der sich all die Jahre lang um die Freundschaft Englands und Rußlands bemüht hat. Aber wem es gut geht, der braucht für Neider nicht zu sorgen und in Frieden kann selbst der Frömmste nicht leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt, daß er sich auch außer Landes einen Platz an der Sonne sucht.

Wo Gold und Diamanten zum Vorschein kommen, da ist auch der Engländer schon da, um sie zu erhaschen. Das haben sie doch auch vor 15 Jahren seitens England zur Genüge erfahren, wo um schnöden Gewinnes willen ihr Land verwüstet wurde und 28000 Frauen und Kinder in den Konzentrationslagern von den Engländern hingemordet worden sind. Was ihnen von Belgien erzählt worden war, glaubten sie bloß, aber sie kannten die Ursachen nicht. Ich habe auch von noch viel schlimmeren Greueltaten und von dem Fanatismus der Belgier gehört, wie das Volk nicht bloß auf dem Schlachtfelde, sondern in den Lazaretten die Verwundeten mißhandelt und getötet, ja sich wie die Teufel gebärdet habe. Das können nur Belgier und Kosacken vollbringen. Ein alter 62jähriger Bur sagte mir mit überlegenem Selbstbewußtsein, daß der Oorlog bald zu Ende sei, denn Calais am Rhein sei schon von den Engländern eingenommen und die starke deutsche Festung Warschau von den Russen, denen der Weg nach Berlin nun offen sei. Ist es da ein Wunder, wenn die Rückständigkeit unter den Buren so weit geht, daß, wie mir ein Leutnant versicherte, die meisten kaum ihren Namen schreiben können. Dieser rühmte deshalb auch die Wohltaten der Engländer, durch das eingeführte Schulwesen in Transvaal, welches der kommenden Generation

Bildung und Aufklärung bringe. Er verurteilte auch, daß England in Europa farbige Truppen verwende. Das Stehlen, Rauben und Plündern sei auf die Unkultur der Buren zurückzuführen. Hier kann die Bevölkerung sich freuen, sagte er, daß sie zu Hause geblieben ist, denn wenn sie in Swakopmund den Greuel der Verwüstung gesehen hätten, würde ihnen das Herz im Leibe weh getan haben. Das schöne Warenhaus von Rudolph Hertzog ist abgebrannt und in den anderen Häusern ist alles kurz und klein geschlagen. Schöne Pianos sind von den Buren herausgeholt, mit der Axt zertrümmert und als Brennholz verfeuert worden. Wo die Türen nicht aufzubrechen waren, sind sie durch die Oberlichter gekrochen. Dort gab es keine Schranken mehr. In den Lagerräumen der Firma Woermann Brok und der deutschen Kolonialgesellschaft fanden die Buren reiche Beute. Wie kann man das zusammenreimen mit Botha's Brief vom 19. Mai, worin er mir schreibt, daß er in Swakopmund strengen und deutlichen Befehl gegeben habe, daß das Privateigentum unangetastet bleiben solle. Dieser Heuchler schreibt mir, daß niemand mehr denn er das unnütze Plündern und Verwüsten seiner Leute bedaure und er sehr mit mir sympathisiere wegen meines Verlustes, aber keine Aussicht auf Entschädigung stellen könne.

In Windhuk soll er, wie ich in der Kriegszeitung lese, eine Proklamation erlassen haben, daß sämtliche Farmer bei der Schutztruppe binnen 15 Tagen auf ihre Farmen zurückzukehren haben, im anderen Falle ihre Häuser der Plünderung preisgegeben und ihr Vieh geschlachtet würde. Diese Aufforderung zur Fahnenflucht war ganz überflüssig, denn seine Burenscharen hatten das schon ohnehin besorgt, wohin sie kamen. Die Proklamation Botha's, worin er die Farmen der Eingezogenen preisgab und deren Vieh dem Diebstahl überlieferte, ist ein Beweis, daß Louis Botha jedes Mittel, auch das Verwerflichste recht ist, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Man kann daher das Plündern wohl nicht allein auf die laxe Manneszucht und den Mangel an Disziplin zurückführen, der die Leute gewähren läßt, zu tun, was sie wollen,

gerade wie Eltern, die ihren Kindern alles verbieten, aber sich nicht darum kümmern, ob sie es auch befolgen. Darum antwortete ich auch dem Kriegsminister Smuts, zu Deutsch Schmutz, daß jeder deutsche Offizier und Unteroffizier verantwortlich sei für die Handlungen seiner Untergebenen. Das ging diesem, aus englischen Söldnern und Buren zusammengewürfeltem Mischmasch vollständig ab.

Die sogenannten Offiziere kamen aus dem Privatleben. Vom Korporal, Leutnant, Kapitän, Major, Kolonel bis zum General führten sie ein kameradschaftliches Dasein. Uniformunterschiede merkt man kaum. Die Lebensweise war ziemlich gleichartig. Befolgung der Befehle ist gleichbedeutend mit freiwilligem Gehorsam. Im übrigen tat jeder, was ihm gut deuchte und klammerte sich nur an den Zusammenhang, der von dem einen Gedanken beseelt ist, weiterzukommen, und mit Hilfe ihrer Massen von Pferden durch Umklammerung die Hindernisse wegzuräumen, das Land in Besitz zu nehmen und Beute zu machen, wie der Leutnant sagte. Eine gewisse Scheu, in bewohnte Häuser einzudringen, war wohl mehr auf Furcht, als auf Achtung zurückzuführen. Wo nur eine Tür oder ein Fenster offenstand, war auch schon ein Langfinger drin, verschwand aber auch schnell beim Erscheinen des Eigentümers. Wo aber niemand zu Hause war, da drangen sie ein und wühlten alles durcheinander bis in die äußersten Winkel, lediglich um Schätze zu suchen. Jeder wollte der erste sein, wo Beute vermutet wurde. Viele Spuren an Türen und Möbeln in solchen Häusern weisen auf ein starkes Gedränge hin. Weder Schloß noch Riegel boten ihrer Raubgier Hindernisse. Drei Lagerräume an unserem Hause, die mit starken Schlössern versehen waren, wurden aufgebrochen und ausgeraubt. Werkzeuge, Schrauben, Nägel, Hämmer, Zangen, besonders Eimer fanden begierige Abnahme. Sogar zwei emaillierte Toiletteeimer aus der Schlafstube wurden gestohlen und zum Kochen benutzt. In den verlassenen Häusern Hälbichs, Winklers und Schallers lag alles in einem wilden Durcheinander. Alles war durchwühlt und ausgeraubt, Bilder von den Wänden genommen,

die Rückwände aufgeschnitten, um Papiergeld zu suchen, Wanduhren auseinander genommen, die Werke weggeworfen und die Gehäuse zerschlagen. Kreuze und andere Zimmerschmucksachen als Alabaster- und Marmorbüsten, Photographierahmen- und Ständer, Glas und Porzellan, lagen zerschlagen zwischen zerrissenen Büchern und Kleidungsstücken in den Wohnräumen der ausgeraubten Häuser. Alle Kisten, Kasten und Schränke wurden geleert, und was für sie keinen Wert hatte, einfach weggeworfen. Schaller, der am 30. April von Karibib zurückkehrte, fand in seiner Wohnung nur noch wertlosen Schutt vor. 600 Mark Bargeld waren verschwunden und an Kleidung besaß er nur noch, was er am Leibe trug. Dazu waren von seinem Kleinvieh 130 Stück geschlachtet, ohne jegliche Bezahlung. Seine Kamera fand er zerrissen im Schutt, das Objektiv herausgeschraubt. Selbst die Kirche in Otjimbingwe blieb nicht verschont. Als ein Burenprediger den Missionar darauf aufmerksam machte, ging er hin und fand, daß die Altardecke gestohlen war. Vielleicht kann man sie in einer südafrikanischen Kirche später wiederfinden mit dem bei Winkler gestohlenen Kruzifix darauf. Ein entsetzliches Bild der Verwüstung bot die Polizeistation, als die erste Zielscheibe der Raublust und Verwüstung. Die Bewohner hatten tags zuvor ihre ganze Habe in Kisten und Koffer verpackt. Der Wagen stand vor dem Hause bereit zum Aufladen und die Frau des Polizeisergeanten Bentzin wollte am Morgen des verhängnisvollen 30. April damit nach einer entfernten Farm fahren. Beim Eintreffen der Buren mußte der Mann mit der Truppe flüchten und seine Frau dem Schicksal überlassen. Frau Bentzin flüchtete in ein Nachbarhaus und mußte ihre ganze Habe den Feinden preisgeben. Das war ein gefundenes Fressen für die Räuber. Die Rückkehr in ihre Wohnung wurde ihr erst nach drei Stunden erlaubt, denn die Räuber wollten sich bei ihrem sauberen Geschäft doch nicht stören lassen.

Zum Glück fand sie noch ihre Wäsche und Kleider in den nicht geöffneten Kisten, aber alles andere war gestohlen und verschwunden, der Rest verbrannt. Als ich einige Tage später

durch die leeren Räume der Station ging, sah ich, daß man die weißen Wände des Büros mit schwarzer und roter Tinte von oben bis unten bespritzt hatte, die Türen der Schränke zerbrochen und die Tischlade zur Bedürfnisanstalt benutzt hatte. Die Wände waren beschrieben mit Buchstaben und Zahlen ihrer Regimenter oder Brigaden. „Remember Belgium Boys!" lautete das andere zurückgelassene Andenken. Der schöne, üppige, mit vieler Mühe angelegte Truppengarten war von Pferden und Maultieren abgeweidet und zur Wüste gemacht, er bot samt den zerrissenen Zäunen ein entsetzliches Bild. Einige Tage später gelang es der Frau Bentzin nach vieler Mühe aus einer Motor-Car des Roten Kreuzes eines ihrer besten Kleider zurückzuholen, nachdem es ihr von dem deutsch-sprechenden Chauffeur lange bestritten war, der damit beabsichtigte, seiner Frau ein gestohlenes Kleid mitzubringen. Am Samstag den 1. Mai hatte ich bei der Revision meiner Sachen konstatieren können, daß mir unter anderm auch zwölf schöne Felldecken fehlten. Ich war deshalb am Sonntagmorgen früh auf den Beinen, um mich auf einem Spaziergange in den verschiedenen Lagern darnach umzusehen. An der Mauer der Schule lagen eine ganze Reihe Buren, ein jeder seinen bepackten Sattel neben sich. Als ich bemerkte, wie überall die Franzen meiner weißen Decken herausschauten, machte ich ohne Worte kurzen Prozeß und zog eines nach dem andern heraus, legte sie über den Arm und zog damit los, ohne daß mich einer dieser Räuber daran hinderte. Nachdem ich vier Stück nach Hause gebracht, suchte ich mehr von der Sorte und kam an die Tenne, wo ich von ferne noch eine bemerkte. Kaum aber wollte ich sie betreten, als mir auch schon ein Bur entgegentrat und den Gewehrlauf auf mich richtete. Ein Leutnant, den ich um Schutz bat, weigerte sich, mir zu helfen. Ich holte mir einen anderen, der auch vermittelte, daß ich hineingehen und mein gestohlenes Gut zurücknehmen konnte. Damit war die Sache erledigt.

Weder die Diebe protestierten, noch der Vorgesetzte hatte dazu eine Bemerkung. Sieben der schönsten und teuersten Felle konnte ich nicht mehr finden, zumal auch der männ-

lichen Bevölkerung verboten war, sich aus der Nähe der Wohnungen zu entfernen.

Am späten Vormittag wurden wir durch die Militär-Police zum General geführt, der in Stritters Veranda sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Hier hielt er uns seine Kriegsartikel vor, deren kurzer Inhalt war: „So als U uw bedraagd, zal U behandeld worden." Jedermann habe sich der Spionage zu enthalten und in seinem Hause zu bleiben. Jede Zuwiderhandlung habe die Deportation nach Kapstadt zur Folge. Mit den in der Schule internierten Gefangenen zu reden wurde uns verboten; dies hinderte uns jedoch nicht, ihnen Kaffee und Brot zuzusenden, denn die Armen blieben bis zum 3. Mai ohne Lebensmittel.

Zum Andenken an diese Behandlung ließen sie auf der großen Wandtafel dieses Internats folgende originelle Speisekarte zurück:

Speisekarte für den 3./5. 1915.

Frühstück gibts nicht.
Mittagessen fällt aus.
Abendessen: Vielleicht ein magerer Hammel.
Irrtum vorbehalten!

Am 3. Mai wurden alle auf einen Ochsenwagen verladen und durch die Namib nach Walfischbay gefahren, von wo sie per Schiff nach Kapstadt gebracht wurden.

General Meyburgh hatte meine dringenden Bitten und Vorstellungen, mich nach Lievenberg zurückkehren zu lassen, rundweg abgeschlagen, auch als ich auf die Verwüstungen in den verlassenen Häusern aufmerksam gemacht und dabei die Photos der Innenräume unseres Farmhauses gezeigt hatte. Er war nicht zu bewegen, selbst als ich ihn bat, mir ein Pferd zu überlassen und eine Eskorte mitzugeben. Er hätte sich nichts vergeben, wenn er meinen Wunsch erfüllt hätte. Ich ging darauf zum Kolonel Jordan, der am nächsten Tage mit seinem Korps nach Windhuk abrücken wollte und machte ihm die gleiche Vorstellung. Er war sehr anständig, aber lehnte es

auch ab. Dann bat ich ihn, Ordre zu geben, daß vor dem Farmhause Lievenberg Sicherheitsposten aufgestellt werden, aber auch dazu war er außerstande, wie er mir sagte.

Die Rückfahrt zur Farm wurde mir auch noch untersagt, als die Massen längst schon Windhuk erreicht hatten. Trotz aller Bemühungen mußte ich 14 Tage lang zusehen, wie sich immer neue Truppen einstellten, die in östlicher Richtung nach Lievenberg, Gr.-Barmen und Windhuk weiterzogen. Große Staubwolken vor dem Lievenberg verkündigten mir die dortige Ankunft der Räuberhorden und im Geiste sah ich schon die Eindringlinge durch alle Zimmer rennen zum Plündern. Ich sollte mich auch nicht getäuscht haben. Endlich am 13. Mai bekam ich einen Erlaubnisschein, nach Lievenberg zu fahren, um das ausgeplünderte Farmhaus zu sehen.

Totenstill lag es da, denn kein Bur noch Engländer war mehr zu sehen. Aus den offenstehenden Fenstern wehten die Gardinenfetzen. Daß kein Hahn noch Huhn mehr zu sehen, daß auch alles zurückgebliebene Vieh geschlachtet war, konnte nicht Wunder nehmen, aber das schöne Farmhaus bot in seinem Inneren einen entsetzlichen Anblick. Im Speisezimmer lag der große Ausziehtisch mit den Beinen in die Luft und die Einlagen daneben. Die geschnitzte Füllung des Büffets war eingeschlagen. Im Innern nur noch zerschlagene Gläser und Scherben. Die Nähmaschinen ruiniert. Die Uhren von den Wänden genommen, die Gehäuse zerbrochen, die Gangwerke lagen in dem Schutt. Die Chaiselonguedecken waren weg. Das große Gobelin aus dem Rahmen geschnitten und mitgenommen. Ein großes Nickel-Kaffee-Service verschwunden. Die Kanne fand man später halb zerschmolzen an einer Feuerstelle.

Das große Wohnzimmer bot einen noch traurigeren Anblick. Die schönen Gardinen hingen in Fetzen. Der Bücherschrank war total ausgeräumt und der ganze Inhalt zum Teil zerrissen und in den Schutt getreten. Die Flaschen der Hausapotheke überall durch das ganze Haus zerstreut, Bilder und Zimmerschmuck zerrissen und zerbrochen. Kunstwerke und eine Schatulle mit Photographien, selbst die schönen Bibeln waren

nicht geschont. Man fand sie zum Teil später zerrissen am Viehkraal liegen.

Im Schlafzimmer standen der vordem gefüllte Leinenschrank und der Kleiderschrank leer. Die Schubladen lagen zerstreut im Zimmer herum. Was ihnen des Mitnehmens nicht wert erschien, lag alles zerfetzt, zerrissen und zerschlagen im Schutt, der stellenweise einen halben Fuß hoch lag. Trotzdem in allen Türen die Schlüssel steckten, war eine Türfüllung eingeschlagen, um hier durchsteigen zu können. Vielleicht hatten sie sich gegenseitig abgesperrt beim Raube.

Selbst der Schrank mit den Spielsachen der Kinder war ausgeräumt und alles verwüstet. Im Flur die Türen aus den Schränken gebrochen, der Inhalt geplündert und alles übrige, besonders die Geschäftsbücher und Briefe kurz und klein zerrissen und zu Boden geworfen. Hier lag der Schutt zum Teil fußhoch. Eine große Kiste mit Federbetten und Decken war vollständig geleert. Matratzen und Betten, Kleider und Leinenzeug, alles war auf Wagen geladen und abgefahren worden. Im Fremdenzimmer war alles Porzellan und ein Spiegel aus Kristallglas in Scherben geschlagen. Kein Vorhang, keine Gardine mehr zu sehen. Meine Kleidergarderobe und Komodeladen ausgeräumt. Meine Sammlung Ovambosachen, Bogen, Pfeile und zwölf schöne Stöcke, Hüte, Mützen, Rucksack, Wäschesack war alles verschwunden. Statt dessen ein tolles Durcheinander von Scherben, Fetzen, Papier und sonstige Verwüstungsreste, wo man ging und stand, zwischen den abgerückten und verstellten Möbeln.

Von zwei nagelneuen Regenschirmen fand ich in der Badestube nur noch die Gerippe. Der Stoff und die Stöcke waren fort. Dort stand auch eine aus Dachlatten gezimmerte Leiter. Auf der Jagd nach Schätzen hatten die Buren oben in der meterdicken Mauer eine dunkle Stelle entdeckt. Diese brachen sie heraus und fanden zu ihrer Enttäuschung nur einen mit Kreolin getränkten Sack, denn im vorigen Jahre war dort ein Termitennest ausgenommen worden. Mittelst dieser Leiter untersuchten sie sogar den leeren Raum unter dem Wellblech-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dach, wo sie nichts fanden. Aus der Küche war alles verschwunden was Topf, Kessel, Pfanne, Löffel und Gabel heißt. Das Wasserschiff des Herdes fand ich im Busch. Keine Lampe, noch irgend ein Gebrauchsgegenstand war mehr zu finden. Selbst die Zentrifuge war auseinander genommen und die Einzelteile zerstreut. Im Lagerraum und in der Werkstatt sah es noch wüster aus. Dort hatten sie nicht blos die Werkzeuge gestohlen, sondern alles durcheinander gewühlt! Der Vorratsschrank mit Nägeln, Schrauben usw. war ausgeräumt und teilweise verschüttet. Um den Rest zu verderben, war alles mit Salzsäure bespritzt. Die großen Blöcke Steinsalz waren kurz und klein geschlagen, sogar die große eiserne Dezimalwage. In dem Kostvorratsraum war alles umgestürzt und das unterste zu oberst gekehrt. Von der ganzen Bibliothek fand ich aus dem Schutt, in und außer dem Hause einen großen Teil, aber halb zertreten und zerrissen wieder.

Auffallend ist es, daß die größeren Möbelstücke verschont geblieben und man auch die Familienbilder respektiert hat, sonst aber alle kleineren Gegenstände, als Vorhänge, Zimmerschmuck, Photographien mit und ohne Rahmen, Skulpturen usw., zerrissen und zerbrochen hatte, gleichsam von dem Gedanken beseelt: Wir wollen euch alles verderben, woran ihr eure Freude habt.

Dies bestätigen auch ihre Eintragungen in den halb zerrissenen Fremdenbüchern, die ich aus dem Schutt hervorholte, worin sie schrieben: „Wir sind in dieses Land gekommen, um es zu verwüsten. Wir werden auch fortfahren zu verwüsten soweit wir kommen. In diesem Hause verderben wir mit Vergnügen alles, weil der Eigentümer geflüchtet ist. Wäre er nicht geflüchtet, so würden wir es unterlassen haben." Ein anderer schrieb sein ganzes Geschlechtsregister auf einige Blätter. Ein dritter schrieb drei Seiten voll tiefsten Bedauerns über das sinn- und zwecklose Verwüsten und erinnert seine Kameraden an die Zeit, wo auch ihnen in Transvaal von den Engländern alles verwüstet worden ist und schließt: Gott bewahre mich davor, daß ich mich sollte daran beteiligen. Ein vierter, der am Schluß seine Unterschrift absichtlich verweigerte,

sagte, daß das Kommando von Kolonel Alberts diesen Platz zum Verwüsten eingenommen habe. Er habe kein Mitleid mit dem Mann, aber die armen Frauen und Kinder dauern ihn: (alles ist kaum leserlich in der Burensprache, ein Gemisch von verdorbenem Holländisch, Nama und Malayisch, geschrieben.) Er fährt dann fort: „Onze lieve Heer zal hen ook weer ruste geven. Uns verlangt ook na onze lieve vrouwen en Kinderen, vaders en moeders, waar ook ons dan zullen zamen zitten bij lekker botter en brod." Statt Unterschrift: Lek mijn gat! Wenn man bei solchen Zuständen auch noch solch zurückgelassene Andenken liest, so ist eigentlich jeder Kommentar überflüssig. In Anbetracht des Tiefstandes dieser Nation kann man wohl nichts Besseres erwarten. Wenn man aber bedenkt, daß hier nicht bloß rohe Gesellen gehaust haben, sondern auch Vorgesetzte, bei denen man doch eine bessere Veranlagung voraussetzt, von Bildung vorläufig nicht zu reden, die man gewöhnlich doch mit dem Namen Offizier verbindet, so steigt sofort die Frage auf: „Haben diese keine Verantwortung, oder ist es bei ihnen so Brauch, oder sind sie wohl gar die ersten bei der Beute? Viele Anzeichen sprechen für das Letztere! Ist es nicht die pure Heuchelei, wenn derselbe Kolonel Alberts mir in Otjimbingwe einen Leutnant ins Haus schickt mit der teilnehmenden Frage: Of wij ook moeilijkheden gehad door het militär? Das heißt auf Deutsch: Ich forsche nach Beschwerden über meine Leute, so streng halten wir die Manneszucht. Sollte denn dieser edle Kolonel während seines achttägigen Aufenthaltes auf Lievenberg im Freien oder im Farmhaus geschlafen haben und die Augen zugedrückt haben gegen das wüste Treiben seiner Diebes- und Räuberbande in Uniform? Oder war er es, der die Sparbüchsen der Kinder beschlagnahmte, weil ihm die Kriegskasse fehlte? Außerdem waren doch bei diesem Kommando viele, die den Namen Offizier trugen. Hatten denn diese in Transvaal kein Leinen im Schrank, um es sich hier zu stehlen und auf Wagen wegzuführen? In einer holländischen Zeitung kann man folgendes lesen:

„Nach dem Kaplande ist große Beute geschafft worden. So erfährt man, daß in Stellenbosch Frauen prachtvolle Stücke Leinwand sahen, die ihre Männer und Söhne aus dem eroberten Lande mitgebracht haben. Andere Soldaten in Kapstadt schenkten ihren Freunden und Freundinnen goldene Armbänder, Ketten, Uhren, Brustnadeln usw., alles Sachen, die sie aus den verlassenen Häusern mitgebracht hatten. In Lüderitzbucht bekam die Bevölkerung zwei Stunden Zeit, um sich nach Kapstadt einzuschiffen. Auf diese Weise wurde dort alle Beute freigegeben." Arme, bedauernswerte Geschöpfe! Was habt ihr euch selbst für traurige Zeugnisse in der Geschichte eures Raubzuges nach und durch Südwest ausgestellt! Daß der Plebs in seinem Gefolge so sinnlos und verwüstend handelte, ist füglich erklärbar, bei der Rückständigkeit und dem Mangel an Erziehung sowohl, als an der von obenher geschickten Irreleitung an der deutschen Nation, die in englischen Blättern ihnen als Hunnen und Barbaren hingestellt wurden; denen die Märchen aufgebunden waren von abscheulichen Greueltaten der Deutschen in Belgien, gleich als wäre der in strenger Manneszucht gehaltene deutsche Soldat zu vergleichen mit den russischen Kosacken und Tscherkessen, die in Ostpreußen 20000 Häuser und 80000 Wohnungen vernichtet und die Einwohner auf höheren Befehl erschossen und zu Tode gemartert haben. Es sträubt sich die Feder, diese schrecklichen unmenschlichen Untaten zu beschreiben, wie es Bestien nicht mal fertig bringen. Aber der Bur ist ein stockgläubiger Mensch, der sich am englischen Gängelbande leicht hin- und herlenken läßt. Willig folgten 75000 Buren, als durch Parlamentsbeschluß in der Union das englische Gesetz durchbrochen und die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde. Nur über 1500 Mann, die nicht folgten, wurden ins Gefängnis gesteckt und dann zu 18 Monaten Zwangsarbeit verurteilt.

Alle übrigen betrachteten den Zug nach Südwest als den Weg der Pflicht und manche als einen Raubzug. Es soll ihnen auch reiche Beute versprochen worden sein. Schon in Swakopmund wurde der Anfang gemacht und auf ihrem

Eingeborene Hausmädchen s. S. 20.

Station der Kupfergruben im Khangebirge.

Durchbruch der Otavibahn (Buschmannspaß).

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

weiteren Wege muß man sie bewundern in ihrer Findigkeit, wie die Spürhunde. Der Farmer Korleis in Palmtal hatte vor seinem Fortgange von der Farm sämtliches Porzellan in Kisten verpackt und vergraben, so daß es niemand merken konnte. Die Buren holten alles heraus und schlugen es kurz und klein vor Ärger, daß sie keine mitnehmbaren Schätze vorfanden. Dann schraubten sie sämtliche Hähne und Verschlüsse von seinen Wasserleitungen ab und warfen sie einfach weg. In Keetmannshoop vermuteten sie ebenfalls vergrabene Schätze. Um die Schätze zu finden, gossen sie Wasser über die Fläche und fanden da, wo es am schnellsten versickerte, den vergrabenen Schatz. In Windhuk hatte jemand kurz zuvor die Zementstufen an seinem Hause erneuern lassen. Vergebens schlugen sie die Buren mit der Spitzhacke weg, denn der vermutete Schatz fand sich leider nicht vor. Der Farmer Glöditsch hatte seine Gewehre und Munition 600 Meter vom Farmhause entfernt im Busch vergraben. Die Buren fanden die Stelle und holten alles heraus. Je weniger von der Kultur beleckt, je stärker noch der Instinkt kann man sagen, denn der Bur ist noch ein halber Eingeborener. Jedes Volk hat seine besonderen Eigenschaften: der Russe im Mordbrennen, der Franzose in der Revanche, der Belgier im Fanatismus, der Engländer im Prahlen und Lügen, der Bur aber im Vernücken, wie sie ihre Listen nennen. Falschheit und Schlauheit ist bei ihnen in so eigenartiger Weise ausgeprägt, daß sie sich rühmen, selbst einen Juden vernücken zu können. In harmloser Weise unterhalten sich einige mit der Frau eines Farmers, während die anderen nebenan die Stube ausräumen. Am hellen, lichten Tage stehlen und dabei unschuldig und ehrlich tun, ist Burenprinzip. Wie der Fuchs zum Hühnerhof, schleichen und kriechen sie, um ihre Beute zu erwischen, nicht mit Gewalt, stets mit Hinterlist, und am Abend sitzen sie um ihre Lagerfeuer, ihre gestohlene Beute betrachtend und gröhlen dabei ihre langgezogenen holländischen Psalmen und Gesänge durch die Luft. Onze lieve Heer darf dann dabei niemals fehlen als Bescheerer ihrer Beute, als Tröster der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bestohlenen, als Renovierer ihrer Verwüstung und als ihr sicherer Führer in die Heimat, wo sie dann bij haare lieve echt genooten sich gütlich tun wollen bei lekker botter en brood. Zur Kleptomanie veranlagte Menschen arbeiten geheimnisvoll. Der Bur geht noch einen Schritt weiter, sobald es ihm die Verhältnisse gestatten. Seine Habgier steigert sich bis zur Leidenschaftlichkeit. Auf dem Kreuzungspunkt Otjiwarongo hatten die deutschen Soldaten ihre Koffer in dem großen und räumlichen Store des Herrn Doll aufgestapelt, um sie nicht weiter mitzuschleppen und glaubten sie dort besonders gesichert. Sobald die Buren nachfolgten, fielen zuerst die Offiziere, dann die Mannschaften darüber her, erbrachen die Schlösser und raubten alles aus.

Vom Eigentümer des Stores darüber zur Rede gestellt, hieß es: Wir suchen nach Waffen! Faule Ausrede! Gewehre und Kanonen sucht man nicht in kleinen Soldatenkoffern.

Die Sachkenntnis, mit der die Plünderungen betrieben wurden, deutet sehr darauf hin, daß stets Offiziere dabei beteiligt waren.

Glöditsch war als Soldat nicht auf seiner Farm, seine Frau bei den Eltern in Otjimbingwe. Nachdem die Buren hier abgezogen waren, fuhr die Mutter auf einer mit vier Ochsen bespannten Karre zu ihrer Farm Otjisondo, um von dort die noch vorhandene Kost zu holen. Als sie zu dieser ganz abseits vom Verkehr gelegenen Farm hinkam, war auch schon ein Buren-Kommando dort. Sie sieht, wie ihre mit ihren eigenen Pferden bespannte Karre voll beladen mit Betten und Matratzen zur Abfahrt bereit steht. Ein Leutnant fragt sie, was sie wolle. Sie antwortet, hier ist mein Farmhaus, ich will mir Kost holen und das da sind meine Pferde, meine Karre und meine Sachen, die darauf liegen.

Nichts von alledem, sagt er, dies ist Gouvernementsfarm. Ich rate Ihnen, auf schnellstem Wege mit Ihrer Karre das Weite zu suchen, sonst fasse ich auch diese noch und Sie können sehen, wo Sie bleiben. Dabei standen fortwährend zwei Kerle vor ihr mit auf sie gerichteten Gewehrläufen. Die rohe Gewalt

kann sich so etwas gegen eine wehrlose Frau herausnehmen, aber es kennzeichnet die Raubluft, die Methode, das System in der Leitung und den Tiefstand der Nation.

Um ungestörter rauben zu können, sperrten sie in Okaputo einen Farmer in seine Schlafstube ein, wo der Mann dann zuhören konnte, wie sie in den anderen Zimmern alles durchwühlten und ausraubten.

Der Farmer Mertens bei Okahandja erhielt eines Abends Besuch von zwölf berittenen Buren-Engländern unter Führung eines Offiziers, die er freundlich aufnahm und bewirtete. Darauf verabschiedeten sie sich mit Dankesworten, aber als Dankestat fand er am nächsten Morgen seinen völlig ausgeraubten Store, der in einiger Entfernung vom Farmhause lag.

Auf der Farm Otjambakata raubten die Buren sämtliches Vieh und alle Wertgegenstände. In Windhuk stahlen sich Offiziere und Burenprediger neue Gewehre und was ihnen sonst in den Weg kam. Der Farmer Prion hatte sich auf kurze Zeit von seiner Farm Annenhof nach Uitkomst begeben, um dort nach dem Rechten zu sehen. Als er zurückkehrte, fand er ein leeres Haus. Sämtliches Silberzeug und andere Wertgegenstände waren geraubt. Nun denkt er, ist es Zeit, zurück nach Uitkomst zu fahren, um ähnlichem vorzubeugen. Inzwischen hatten auch dort die Buren reinen Tisch gemacht. Das reine, schlaue Vernücken! So werden wohl alle ein Liedchen singen können von den Streifzügen dieses Diebesgesindels, denen in ihrer Begehrlichkeit auch nichts zu heilig ist. Je weiter die Buren nach dem Norden vordrangen, je mehr gestaltete sich ihr Weg als ein Raubzug. Der Appetit kommt gewöhnlich beim Essen. Das unbewohnte Haus des Missionars Dannert in Omaruru, der in Deutschland weilt, soll auch schrecklich zugerichtet sein, seine ganze, wertvolle Bibliothek vernichtet und wie man sagt, zum Kochen verbrannt. War ein Farmhaus ausgeplündert und kein Brennholz in der Nähe, dann ging auch nach und nach, wie auf Schluckwärders Farm, das Möbelholz in das Feuer. Ein einziges Farmhaus soll ganz ausgebrannt sein, ferner das Hotel „Deutsches Haus" in Omaruru, worin 500

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Postsäcke aufgespeichert lagen. Wie es heißt, soll Botha die Aushändigung der Post an die Buren verboten haben, weil er das Volk über die Zustände im Kaplande, überhaupt in der Welt, im Unklaren halten wollte. Als Vorwand diente eine boshafte Petroleumlampe, die den tollen Einfall bekam, dazwischen umzufallen und zu explodieren. Ich glaube, die Hühner würden ihn auslachen, wenn jemand noch den Glauben an Louis Botha's Worte vertreten wolle, er habe strengen und deutlichen Befehl gegeben, daß in Deutschsüdwest das Privateigentum unangetastet bleiben solle. Die Tatsachen lassen auf das Gegenteil schließen. Die Buren sind schon in Südafrika auf reiche Beute lüstern gemacht worden. Daß diese sehr verschieden ausfiel, manche mit den geraubten Sachen auch nichts anzufangen wußten, die für den Eigentümer aber doch großen, materiellen und oft noch größeren ideellen Wert hatten, das sieht man an dem sinn- und zwecklosen Verwüsten, dem Tändeln mit Unbekanntem, der Lust, etwas zu besitzen, was bald darauf wieder weggeworfen wurde. Zerrissen und zertreten findet man oft die kostbarsten Sachen im Busch oder am Wege. So fand ich den oberen Teil meines Feldstechers 20 Kilometer weit im Sand. Eine unserer Roßhaarmatratzen fand mein Schwiegersohn halb verbrannt im Felde auf einer Feuerstelle. Wanduhren und Instrumententeile brachten Eingeborene aus dem Felde mit. Nähmaschinenteile und Schrauben, für den Besitzer unentbehrlich, fand man oft in weiter Ferne, meist aber gar nicht wieder. Überall wurde herumgeschnüffelt, selbst die Kisten und Kasten der Eingeborenen durchwühlt und ihre Nähmaschinen der notwendigsten Teile beraubt. Nichts als kindische Neugierde, Schikane und oft affenartige Spielerei und Zerreibung. Ob die Buren das von den Pavianen, den großen schwarzen Affen gelernt haben oder letztere von den Buren, ist noch eine offene Frage; jedenfalls haben beide manches gemeinsam. Die Paviane verunreinigen auch die Wasserstellen. In Gaub sollen sich einige Buren auch mal in dem Teich gewaschen haben, das Wasser soll aber sehr schmutzig darnach geworden sein. Ein Engländer soll dort behauptet haben, das sei der angesammelte Schmutz von

24 Monaten. Im großen ganzen nimmt man übrigens an, daß der Bur sich nur einmal im Jahre zu Weihnachten rein wäscht.

Die Eingeborenen im allgemeinen wundern sich, wenn sie das Hausen der Buren sehen, wie Weiße so etwas tun können. Sie sehen die Buren immerhin noch als Weiße an, obgleich ihre Hautfarbe mehr auf malayische Rasse schließen läßt. In mancher Beziehung steht der Kaffer auch weit erhaben über dem Buren. Dies näher auszuführen, ist aber nicht der Zweck dieses Berichts.

Als die Buren auf Irles Farm Otjimboyo 25 Hühner, eins nach dem andern, aus dem Stall geholt hatten, rief ihnen die Frau Irle zu: Seid ihr Menschen oder Schakale? Antwort: Ons is Jakal!

Nicht mit Unrecht, denn die schmutzige slovakenartige Erscheinung mancher dieser Kerle rechtfertigt die schon öfter aufgestellte Behauptung, daß sie sich nur alle zwölf Monate waschen. Abscheulich, aber wahr ist es, daß sie ihre Bedürfnisse, groß und klein, auch in den Häusern, vorzugsweise in die Tischladen, machten. Auf einer Farm sogar die Schnell-Katrinen auf der ganzen Klaviatur des Pianos. Die Schubladen eines Regierungsgebäudes in Windhuk sollen durch Verunreinigung total unbrauchbar gemacht worden sein. 45 Beamte und Privatpersonen aus Windhuk wurden kurz nach der Einnahme über Kapstadt nach Kimberley weggeführt und die Familien aus ihren Wohnungen vertrieben. Pastor Kriele, der auf dem Bahnhof in Windhuk seinen als Gefangenen durchfahrenden Sohn sehen wollte, erhielt von einem englischen Offizier die Aufforderung, ohne Verzug in sein Automobil einzusteigen und mit ihm nach seiner eigenen Wohnung zu fahren, woselbst er Haussuchung halten wolle. Eine Haussuchung dulde ich nicht bei mir, gab P. Kriele zur Antwort. Das half alles nichts. Er mußte zu seiner Wohnung folgen. Hier wurde ihm erklärt, daß man vermute, der Gouverneur habe sein Silberzeug bei ihm versteckt. Wie können Sie annehmen, daß ein evangelischer Pfarrer sich solche Blöße geben sollte, antwortete P. Kriele.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

In meinem Hause befindet sich mit meinem Wissen nichts, was nicht mein Eigentum ist, weshalb ich keine Haussuchung dulden kann. Das half alles nichts, der Offizier bestand darauf. Nun wurden alle Räume durchsucht und als er in der Badestube eine Pianokiste öffnete, worin zwei große Perserteppiche lagen, da glaubte schon der Engländer, etwas von den Schätzen des Gouverneurs erwischt zu haben. Wie kommen denn die an diesen sonderbaren Ort, fragt er. P. Kriele antwortet, weil hier so viel gestohlen wird, deshalb bewahrt sie meine Frau. Als Sie noch so ein ganz kleiner Junge waren, hat sie meine Frau zum Geschenk bekommen und der Gouverneur hat sie noch nie gesehen. Als aber aus einem Schrank eine Schatulle mit Silberzeug wirklich zum Vorschein kam, glaubte der Schnüffler schon den Affen gefunden zu haben und freute sich der erhaschten Beute. Können Sie lesen, fragte P. Kriele. Ja, ich kann deutsch lesen. Nun, dann lesen Sie die Widmung, welche der Schatulle aufgedruckt ist:

„Ihrem hochverehrten Pfarrer Pastor Kriele!"

Die dankbare evangelische Gemeinde Bromberg.

Damit war wohl die Haussuchung, aber nicht die unangenehme Berührung beendet. Nun werden Sie wohl überzeugt sein, daß hier für Sie nichts zu holen ist. Unser Gouverneur ist ein viel zu vornehmer Mann, als daß er seinen evangelischen Pfarrer benutzen sollte, um Sachen zu verbergen, gab ihm P. Kriele mit auf den Weg. „Was heißt vornehm im Kriege", war die Erwiderung, „wir suchen, was wir haben wollen". Eine sonderbare Überraschung erlebte der Missionar Blecher in Rehoboth. Bei einer Tasse Tee hatte er sich in ungezwungener Weise mit einem Offizier unterhalten. Warum er nach einer Stunde im Auto abgeholt und nach Kapstadt deportiert wird, wußte er selbst nicht. Es erinnert stark an russische Zustände. Dort wie hier steht man der rohen Gewalt machtlos gegenüber. Wenn das so weiter geht, können wir noch ein afrikanisches Sibirien erleben.

Vorläufig schalteten und walteten noch die Buren-Engländer nach Belieben. Das Vieh ist massenhaft hingemordet

worden, ohne zu fragen noch etwas zu sagen. Wenn der Eigentümer statt Geld nur einen Zettel dafür in die Hände bekommen hat, so war das nur das Resultat seiner eigenen Bemühungen. Mein Schwiegersohn hatte große Mühe, solchen Zettel nachträglich zu erhalten, als man ihm eine ganze Heerde Vieh abgetrieben hatte. Unter Hälbichs großen Viehheerden haben sie ganz gewaltig aufgeräumt. An 700 Stück Großvieh, meist Färsen, die Hoffnung der Zukunft und 900 Stück Kleinvieh, meist fette Schafe, wurden rücksichtslos annektiert; denn für die mühsam erlangten Requisitionsscheine kann man nicht einmal Kost von den Engländern bekommen. Sie betrachten es als eine Gnade, wenn sie Mehl, Reis, Zucker, Kaffee usw. zu fast doppelten Preisen und minderwertiger Qualität nur gegen klingende Münze abgeben. Sämtliche Ladenhüter aus Südafrika wanderten zum englischen Store in Karibib, wo sie reißenden Absatz fanden. Das elendeste Kattunzeug muß zu doppelten Preisen genommen werden, weil sonst nichts zu haben ist. Einen Hundertmarkschein nahmen sie nur zu 65 Mk. Einen Zwanzigmarkschein erboten sie sich zu 8 Mk. in Zahlung zu nehmen und das hier im Lande gedruckte Geld überhaupt nicht. Das wenige harte Geld ist somit bald aus dem Lande gezogen und dann kann man betteln gehen; denn Schlachtvieh gibt es kaum mehr. Das ganze Feld ist abgeweidet von ihren Tausenden Pferden und Mauleseln. Die Regenzeit, wenn sie überhaupt einsetzt, beginnt erst nach vier bis fünf Monaten.

Was sich an Kost auf den verlassenen Farmen noch vorfand, ist längst vom Feinde verzehrt und in den Häusern alles demoliert, denn die Roheit wuchs mit der Praxis. Wer im Besitze von Requisitionsscheinen ist, kann lange auf Auszahlung warten, wenn solche überhaupt erfolgt, denn Baargeld scheinen sie nicht zu haben. Eine Kriegskasse fehlte ganz und wie ich aus einem aufgefundenen Briefe las, haben die Zwangssoldaten überhaupt keinen Sold bekommen, darum mußten sie hier auch nur vom Raub leben. In der südafrikanischen Volksstem lese ich, daß die Kosten des Feldzuges nach Deutsch-Südwestafrika bis

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zum Juni dieses Jahres der Union schon 16 Millionen £. gleich 320 Millionen Mark betragen haben. (Später hieß es 18 und noch später 20 Millionen Pfund.) Zur Beruhigung der Gemüter in Südafrika, die schon öfters die Frage nach der Rechnung gestellt haben, die sich gewöhnlich unten im Sack findet, wird jetzt fleißig Beute gefahren. Von der Endstation Tsumeb bis Swakopmund rollen fortgesetzt die Frachtwagen der Otavibahn mit Kanonen, Gewehren, Möbeln usw., alles was Regierungseigentum war, wird abgefahren und nach Kapstadt verschifft. Um die Schiffsräume zu füllen, auch sehr viel altes Eisen und Wagenräder, allerhand alten Kram, der die Kosten der Verfrachtung nicht mal deckt.

Sofort nach der Einnahme wurde der Otavi-Gesellschaft in Tsumeb befohlen, die Kupfermine wieder in Betrieb zu setzen. Die streikenden Kaffern, welche in ihrer Gala in den Straßen stolzierten, in der Annahme, für sie hätte die Stunde der englischen Freiheit geschlagen, wurden von den Buren auf offener Straße ausgezogen. Die Buren tauschten ihre Lumpen dagegen aus und zogen die Anzüge der Kaffern an. Dann umstellten sie die Werft, ließen die Rädelsführer antreten und hängten ihrer zwölf. Die Wirkung war, daß sich die übrigen nun zur Arbeit drängten. Außerdem teilten sie noch 2000 Schambockhiebe aus.

Ein Menschenleben kam bei ihnen nicht groß in Betracht. Die Frau eines deutschen Waffenmeisters war von einem Buren mit dem Gewehrkolben vor die Brust gestoßen worden. Der Mann meldete dies und der Bur wird ohne weitere Verhandlung erschossen. Es ist mir kein Fall bekannt geworden von einem sittlichen Vergehen, noch der Belästigung einer Frau. In dieser Beziehung kann man von den schmutzigen Buren noch Sittenreinheit lernen.

Wir haben die im Süden und Westen kämpfenden Abteilungen verlassen und sind dem Gang der Dinge am Swakop und weiter ins Land gefolgt, aber bevor die Feinde vom Süden, Osten und Westen zugleich Windhuk erreichten und mit der Einnahme der Hauptstadt sich auch den Besitz der

Kolonie gesichert glaubten, hatten sie noch mit viel Widerstand zu rechnen. Besonders im Süden bei Keetmannshoop, Gibeon und Kubos wichen unsere Truppen nur zurück, wenn sie sich bedroht sahen, abgeschnitten zu werden. Es gab heftige Nachhutgefechte. Die kleinen Abteilungen vereinigten sich schließlich, nachdem sie wohl einsahen, daß 500 Mann nicht gegen 20000 standhalten könnten unter Hauptmann a. D. von Kleist, um sich kämpfend nach Norden zurückzuziehen und dort zur Hauptmacht zu stoßen. Damit war hier der Weg nach Windhuk freigegeben, desgleichen Anfang Mai vom Swakop aus. Die Heeresleitung im Norden hielt es ebenfalls für ratsam, auch Karibib aufzugeben. Beide Städte entgingen dadurch den Schrecken eines Kampfes und der Beschießung. Am 5. Mai hielt Botha seinen Einzug in Karibib und am 12. Mai in Windhuk. Aber noch volle zwei Monate hielten unsere Truppen, den nunmehr noch von zwei Seiten herandrängenden vereinigten Burenscharen stand, in steter Erwartung bis zur Beendigung des Weltkrieges auch die Kolonie zu halten. Tapfer kämpfend zogen sie sich der Otavibahn entlang zurück, deren Betrieb in ihrem Rücken ihnen gute Dienste leistete. Dagegen hatten die Buren eine Menge Automobile, mit denen sie oft wie toll und rasend durch den Busch fuhren. Von den zahlreichen Scharen berittener Buren immermehr bedrängt mußte langsam eine Position nach der andern aufgegeben werden. Am 21. Juni Omaruru, am 26. Otjiwarongo, wodurch dem Feinde die Wege nach Outjo offen standen, von denen er seinen linken Flügel weit vorstreckte bis Namatoni und dort die gefangenen Engländer befreite. Er kam darauf von drei Seiten und umzingelte die deutsche Streitkraft bei Otavi, Korab und Tsumeb. Bei Farm Gaub gab es noch das letzte Gefecht, und dann, da ein weiterer Widerstand nur ein Verzweiflungskampf gewesen wäre, entschloß sich unser Gouverneur, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, zu einer ehrenvollen Kapitulation unter folgenden Bedingungen:

1. Die militärischen deutschen Streitkräfte von Deutsch-Südwestafrika übergeben sich hiermit dem General Louis Botha.

2. Die Offiziere sollen ihre Waffen behalten und können ihr Ehrenwort geben, und ein jeder von ihnen mag an einem selbst gewählten Platze leben. Wenn die Regierung Südafrikas diesbezügliche Wünsche der Offiziere nicht erfüllen kann, muß der Offizier einen Platz wählen, mit Bezug auf welchen keine Schwierigkeiten herrschen.
3. Andere Militärgrade werden unter geeigneter Bewachung an solchen Plätzen interniert, über die die Regierung der Union entscheiden wird. Jeder Unteroffizier und jeder Mann darf sein Gewehr, aber keine Munition behalten. Ein Offizier soll die Erlaubnis erhalten mit den Mannschaften der Artillerie, ein anderer mit den Mannschaften der übrigen Truppen und ein dritter mit den Mannschaften der Polizeitruppe interniert zu werden.
4. Alle Reservisten, Landwehr- und Landsturmmänner, die jetzt unter Waffen im Felde stehen, mit Ausnahme der in Artikel 6 Bezeichneten, sollen ihre Waffen abliefern und können, nachdem sie ihr Ehrenwort gegeben haben, nach Hause zurückgehen und ihrer Zivilbeschäftigung nachgehen.
5. Alle Reservisten, Landwehr- und Landsturmmänner, die bereits Kriegsgefangene sind, können nach Abgabe ihres Ehrenworts ihrer Zivilbeschäftigung im Protektorat nachgehen.
6. Die Offiziere der Reserve, Landwehr und des Landsturms können ihre Waffen behalten, wenn sie ihr Ehrenwort geben.
7. Alle Offiziere, die ihr Ehrenwort geben, können die Pferde behalten, die ihnen in ihrer militärischen Eigenschaft nominell zugestanden haben.
8. Die Polizei soll, soweit sie mobilisiert war, wie eine aktive Truppe behandelt werden; die auf entfernten Stationen in Dienst stehenden Polizeimannschaften sollen ihren Dienst so lange verrichten, bis sie durch Truppen der Union abgelöst werden, damit Leben und Eigentum von Nichtkombattanten beschützt bleibt.
9. Zivilbeamte dürfen in ihren Wohnungen verbleiben, wenn sie ihr Ehrenwort geben.

Nichts in dieser Erklärung darf jedoch dahin ausgelegt werden, daß sich die Offiziere berechtigt glauben, die Funktionen ihres Postens auszuüben oder von der Regierung der Union die Vorteile aus ihrer Stellung verlangen zu können. Anscheinend meint die Erklärung hiermit die Gehälter.

Aus diesen Bedingungen spricht die Achtung, die auch der Gegner für diese kleine Schar empfindet, die sich, von jeder Verbindung mit der Heimat abgeschnitten, im Kampf mit der zehnfach überlegenen Streitmacht der Engländer elf Monate hindurch gehalten hat und nunmehr ruhmvoll unterlegen ist.

Unterschrieben wurden diese Bedingungen vom Kaiserlichen Gouverneur Dr. Seitz, vom General Botha, vom Oberstleutnant Franke, dem Oberkommandeur und einem englischen Obersten, dessen Name unleserlich ist. Etwas über 3100 Mann und 204 Offiziere mußten die Waffen strecken. Ganz verwundert soll Botha gefragt haben, ob das alles wäre, wogegen er elf Monate mit 75000 Mann gekämpft habe.

Alle Farmer konnten nach Hause zurückkehren und nur die Aktive Truppe wurde in Aus interniert. Während nun die Union mit der Abfuhr ihrer mageren Beute beschäftigt war, übersahen nach Heimkehr auch die Landwehrmänner ihre teils verödeten Heimstätten, holten ihre geflüchteten Frauen und Kinder zurück und suchten neuen Mut für die Zukunft zu fassen. Manchem war der süße Trost geblieben, daß von den Häuptern seiner Lieben kein teures Haupt fehlte, aber mancher Familienvater war doch auf dem Felde der Ehre gefallen. Botha zog es vor, seine zweifelhafte Ehrung in Kapstadt, Johannesburg und Pretoria einzuheimsen, zu welchem Zwecke er schleunigst heimreiste. Mit maßlosem Jubel wurde er dort empfangen. Überall wurden Feiertage proklamiert, damit die Menge Ovationen bringen konnte. Seine Residenz wurde von der Menge überflutet mit ausgelassensten Huldigungen, als wenn er die halbe Welt erobert habe. Aus den holländischen Kapzeitungen liest man Woche für Woche, wie Botha und Smuts weiter das ganze Land durchzogen und überall Reden halten, wobei sie oft in Gegenreden vergöttert wurden. Der Kriegs-

minister Smuts sagte unter anderm in Johannesburg vor einer großen Versammlung: „Unser Zug nach Deutschsüdafrika war kein Raubzug. Wir sind von der Vorsehung berufen, dies Land erblich zu besitzen. Schon die geographische Lage zeigte uns dies an. Wir haben uns deshalb in den Besitz gesetzt und wir werden es auch für alle Zukunft besitzen so gewiß, als wir hier beisammen sitzen." In diesem Sinne berief er sich stets auf seine Berufung durch die Vorsehung, bis ein holländischer Burenprediger ihn öffentlich der Gotteslästerung bezichtigte. Wie Louis Botha seinen Raubzug nach Deutschsüdwest gegenüber seinen Landsleuten zu rechtfertigen suchte mit Lügen und Entstellung der Tatsachen, geht aus seiner großen Rede in Vrede, einer Stadt im Oranje-Freistaat, hervor, die in der Volksstem, vom 3. September 1915, abgedruckt war. Nach langen Ausführungen sagte er folgendes: „... of er ene Duitsch-Zuidwestafrika was of niet, zou er toch een rebellie hebben plaats gevonden. Dit was een lekker stockje, om al de blam er op te zetten, en dit was een lekker handpaardtje om de menschen aante-spooren. Ik vezeeker U, ik heb in Duitsch-Zuidwestafrika ontdekkingen gemaakt, waar nit blykt, dat Maritz, op wie wy zien als't hoofd vam die rebellie in 1913 onderhandelingen had aangegaan in die dagen, toen hy t'absolute vertrouwen van de regeering wegdroeg en een vet salaris ontving, had hy reeds gunstig antwoord ontvangen. Maar ik heb andere verklaaringen om aan te toonen, dat communicaties door gingen naar de Keiser, die geantwoord heeft, dat hy niet alleen U vryheid zal erkennen maar ook zal waarborgen, maar, en dit is de giftmits, dat U de rebellie dadelyk voorzet. Dus kan men zien, wat reeds voor de D. Z. A. kwestie heeft plaats gevonden. Langs de weg van eer kan men een groot volk worden. Dit wordt bekrachtigd door Gods woord.

Wat my van dag hindert, is, dat er diegeenen zyn, die zeggen. dat zy wenschen, dat de Duitschen de overwinning in Europa mogen behaalen. Ik bejammer ons, als onze tookomst in de handen van de Duitschen moet

worden gelaten. Maar er bestaat geen kans voor de Duitschers om te getrennt winnen. Dit zou t'ongelukkigste Ding weezen, dat wy in Zuidafrika nog ooit beleefd hebben. Wat reden hebben wy om de Keiser te omhelsen? Wat heeft hy nog ooit gedaan, om ons Land te bevryden? In onze worstelstryd met Grootbritanje heeft hy niets gedaan om ons te helpen, en toen Frankryk en Rußland gereed waren, om tuschen Grootbritanje en ons te treden, heeft Duitschland geweigerd dit te doen. De Keiser is trotz er op, dat hey't plan opgetrokken en aan Lord Roberts gegeven had ter overwinning van ons. Neemt weer t'geval vom President Krüger. De Keiser is de eenigste Persoon, die weigerde hem te ontvangen, en toen hy op de grens kwam van Duitschland, was er een boodschap, hem te ontzeggen over de grens te gaan. En nu weer in die correspondentie tuschen Duitschland en America gepubliceerd, waar uit blykt, dat tydens onze worstelstryd de Duitschers aan England oorlogsmaterial, zooveel als England verlangde verschafden. . . .

Hatte der Mann ein so kurzes Gedächtnis, um nicht zu wissen, daß Präsident Krüger uneingeladen nicht bis zur, sondern über die deutsche Grenze kam, im Domhotel in Köln wohnte, wo das deutsche Volk ihm zujubelte, als den von den Engländern verjagten Dulder und Haupt eines beraubten Landes, dessen Einwohner grausam von den Engländern geknechtet und dezimiert waren. Botha hatte vergessen, wie Deutschlands Herz damals mit seinen Landsleuten schlug, als er mit Dewet und Delarey nach Berlin kam, um reiche Spenden für die armen Burenfrauen und Kinder zu sammeln, die in den Konzentrationslagern in Südafrika elend schmachteten, weil ihnen von der Nation Haus und Habe verbrannt war, deren gehorsamer Diener er geworden ist und der er jetzt Ergebenheit heuchelt. Darum traf auch der Dichter des an ihn adressierten Liedes das Richtige. Es kam uns im August 1915 in Afrika in Schreibmaschinenschrift zu Händen, aber erst jetzt nahmen es mir die Engländer in Falmouth weg. Frisch aus dem Gedächtniß ist es wert hier zu folgen:

An Botha.

Zum ersten Male hab' ich Dich gesehn
In Berlin auf der Rednertribüne stehn
Hilfeheischend und Klageerhebend,
Und was Du sagtest, ich hörte es bebend,
Du sprachst von England, von Mord und Brand
In Deinem geknechteten Vaterland.
Ich streckte Dir in ernstem Erregen
Erschüttert und wortlos die Hände entgegen.
Zum zweiten mal sah ich Dich im Bild,
Die Brust von gesticktem Frack umhüllt
In seidenen Strümpfen in Lackschuh den Fuß,
Ich glaube es war in der Londoner News.
Nun ja! Man muß es Dir eben lassen,
Du hast es verstanden Dich anzupassen
Und Deines Volkes erlittenes Leid
Vergaßest Du im Ministerkleid.
Und hast Du vergessen auch schnell genug,
Wie Deutschlands Herz mit den Deinen schlug.
Wie Niemand von uns wollt zurücke stehn,
Das Leid zu lindern, das Euch geschehn,
Soll ich Dich deshalb schelten und lästern?
Weil Du ein Ehrenmann bist von gestern?
Niemals! Ein Mann, der sich so entehrt,
Ist nicht mal ein deutsches Schimpfwort wert.

Ich habe auch nicht zurückgehalten, Botha in einem langen holländischen Briefe den Unterschied zwischen einst und jetzt vorzuhalten, und ihm ausführlich geschildert, daß seine Burenscharen in Südwest es nicht viel besser gemacht haben, als die Engländer mit seinen Landsleuten 1901/2.

Ich erinnerte an die Zeit, wo die Burengenerale in Berlin gefeiert wurden, dann aber, daß es durch den Krieg ganz anders geworden und gab ihm eine eingehende Schilderung, wie seine Buren jetzt die Quittung für unsere Sympathien gegeben haben, indem sie wie Räuber und Diebe gehaust und nach ihrer eigenen schriftlichen Darstellung sich mit Lust und Liebe der Zerstörungswut an Hab und Gut der friedlichen Zivilbevölkerung hingegeben haben.

Zum Schluß stellte ich auch die Frage, ob die Unionregierung dies vergüten werde.

Er muß sehr dickfellig sein, denn statt mich, wie so manche andere zu deportieren, beantwortete er meine Fragen, und drückte sein Bedauern aus, daß sein Raubgesindel nicht seinen Befehlen gefolgt sei. Aus dem Zimmer, wo er in Otjimbingwe mit General Meyburgh übernachtet hatte, fehlten aber am folgenden Morgen zwei schöne gestickte Kissen mit dem deutschen Adler. Es liegt die Vermutung nahe, daß er sie als Andenken mitgehen hieß. Wie geschickt englische Schriftsteller es verstehen, dem Volke Sand in die Augen zu streuen, indem sie die wunderbare Disziplin und strenge Manneszucht ihrer Truppen in Südwestafrika hinzustellen beliebten, ersieht man aus der Broschüre:

With Botha in the field

by Moore Ritschie.

In deutscher Übersetzung heißt es da: „Das Betragen der südafrikanischen Truppen sollte besonders hervorgehoben werden. Die Tatsache, daß die deutsche Bevölkerung in Karibib volles Vertrauen hatte, sie würden von den verhaßten Truppen der britischen Union von Südafrika nichts zu fürchten haben, redete für sich selbst als ein Stück bitterster Ironie, im Hinblick auf ein Volk, dessen Stammesgenossen jenseits des Ozeans die Zivilisation erschauern ließen, wegen ihrer Grausamkeiten zu Wasser und zu Lande, steht dieses Verhalten im schroffen Gegensatz. Die Nachricht von der Grausamkeit an der Lusitania auf hoher See, erreichte Karibib unmittelbar nach der Besetzung. Hatte ein Teutone am Platze auch nur ein beleidigendes Wort infolgedessen zu erdulden? Nein! Was würden die Deutschen getan haben? General Bothas Streitkräfte hatten die Wüste durchquert, welche, wie der Feind offen prahlte, mit Minen gespickt und wo jeder Brunnen vergiftet war. War auch nur ein einzelner wehrloser Bürger von Windhuk oder Karibib nach der Besetzung schlechter daran? Nicht einer! Der größere Teil der Streitkräfte des Generals Botha waren auf $^1/_2$, $^1/_4$ und $^1/_8$ Rationen gesetzt, als sie Karibib, Okahandja, Okasise und die Hauptstadt erreichten. Sie lebten, bis alle Lebensmittel herbeigeschafft werden konnten, von weniger als einem Hartbrot, einer Prise Mehl und frischem Fleisch. Wie viel Plünderung kam

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

in diesen Plätzen vor? Es war nicht nennenswert. Jedermann war geschützt. Einige Stunden nach Einnahme der Plätze war Befehl gegeben, wonach jedermann strenge und unverzügliche Strafen angedroht wurden, falls die hungrigen Truppen in irgend einer Weise plündern würden. Offiziere usw. waren in aller Stille benachrichtigt und Häusern, in denen nur Frauen wohnten und die mit einem weißen Kreuz bezeichnet waren, durfte sich absolut niemand nähern."

So urteilte und schrieb ein Engländer, der nicht den Raubzug der Buren mitgemacht hatte, sondern an Bothas Seite ging, wo er nichts anderes zu hören und zu sehen bekam, als was er sollte. Auf diese Weise wurde das Volk bearbeitet im Glauben an den zahmen Engländer und den wilden Deutschen. Mit Botha ging auch der größte Teil seiner Streitkräfte nach Südafrika zurück. Man hörte von Aufruhr in Johannesburg und Kapstadt. Das war aber nicht gegen die Union, sondern gegen die wehrlosen Deutschen überall im Kaplande, worauf ich später zurückkommen werde. Nach der Kapitulation und dem Abzug der Truppen kehrte auch wieder allgemeine Ruhe im Lande ein. Die Bewohner fanden nach der Rückkehr auf ihren Plätzen viel Arbeit, um sich von neuem einzurichten, aber die Beamten, deren Wohnungen von den Engländern mit Beschlag belegt waren, mußten sehen, wo sie blieben, denn sie waren jetzt kalt gestellt. Die Engländer setzten mit ihren Beamten eine neue Regierung ein, von der man oft die sonderbarsten Maßnahmen bemerken konnte, z. B. in dem kleinen Ort Karibib, der außer einer langen Reihe Häuser, die dazu noch vereinzelt da stehen, auch noch zerstreut liegende Gebäude aufweist, wurde jedes Haus mit blauer Farbe nummeriert und das Gemeinwesen in fünf Avenuen eingeteilt, auch eine Feuerlöschstation eingerichtet. Gebildet wurde ein orginelles Gesundheitsamt, mit Vorschriften, die allgemeine Heiterkeit erregten, und, um auch das Geschäft in eigenen Händen zu haben, ein englischer sogenannter Military-Store, worin die von Kapstadt angekommenen Waren für Rechnung der Regierung zu ganz willkürlichen Preisen verkauft wurden. Deutsches Papiergeld wurde nur zu $^2/_3$ des Wertes oder auch gar nicht in Zahlung

genommen, nur deutsches Hartgeld oder englisches. Dadurch wurde so langsam die klingende Münze aus dem Lande gezogen und immermehr Abhängigkeit von der neuen Regierung geschaffen. Den Kaufleuten wurde der Warenbezug von Kapstadt sehr erschwert und wenn es gelang, durch Vermittlung von Freunden Lebensmittel und Kleidung von Kapstadt nach Walfischbay zu bekommen, wurden die Wagen zur Beförderung nach Karibib verweigert, bis endlich nach vielen Bemühungen gegen 3000 Mk. Kaution für die Fracht, solche bereit gestellt wurden. Inzwischen waren aber in Walfischbay 20 Sack Mehl davon verschwunden. Wie ruchlos die Engländer mit dem Ausladen von Mais in Karibib handelten, konnte man an der Rampe des Bahnhofes beobachten, wo er in großen Mengen von den Eingeborenen geholt wurde. Nicht blos die Werft in Karibib versorgte sich dort mit Kost, auch von anderen Orten kamen sie, um sich dort Säcke voll aufzulesen, wogegen der weiße Mann im Store alles zu doppelten Preisen erstehen mußte. Der Kaffer hatte es sehr bequem, sich ohne Arbeit bei einem weißen Herrn die Kost zu holen. Von Natur ist er arbeitscheu. Wenn er also arbeitet, tut er es nicht mit Lust, sondern aus Not um Nahrung und Kleidung. Die Bevölkerung von Südwest besteht aus zirka 20000 Weißen und 80000 Farbigen, welche vor dem Kriege sämmtlich beschäftigt wurden, weil jedermann arbeiten mußte. Die neue englische Eingeborenen-Politik beruht auf den Grundsatz der subjektiven Freiheit, Gleichstellung und Rechtschutz mit dem weißen Mann. Im neu herausgegebenen „Amtsblatt für das von den Uniontruppen besetzte Gebiet von Deutsch-Südwestafrika" steht eine Verordnung, welche zwei bis drei Spalten füllt, über das Verhältnis des farbigen zum weißen Mann. Darin wurden beide als Arbeitgeber und Arbeitnehmer bezeichnet. In 13 Paragraphen wurden die Verpflichtungen des Arbeitgebers aufgeführt, wie er mit dem Farbigen vor der englischen Behörde einen schriftlichen Vertrag abzuschließen hat, wenn das Arbeitsverhältnis zu Recht bestehen soll, und wie er ihn zu behandeln hat und nicht behandeln darf, auch was alles dem Farbigen zusteht. Nur ein Paragraph

besagt, daß sich der sogenannte Arbeitnehmer strafbar macht, durch Ungehorsam, Widersetzlichkeit und Beleidigung. Dann natürlich kann der Arbeitgeber sich an die 100 Kilometer entfernte Behörde wenden. Daß dies keinem vernünftigen Menschen einfällt, sich mit einem Kaffern auf solche Stufe zu stellen, noch sich damit vor einem menschenfreundlichen englischen Gericht herumzuschlagen, ist doch klar. Von der Umständlichkeit und Verlogenheit, Hinterlist und Spekulation eines Kaffern bei einer solchen Vernehmung vor dem Eingeborenen-Kommissar gegen einen Weißen, hatte ich mal Gelegenheit mich gründlich zu überzeugen. Unter deutscher Herrschaft wäre der Kerl bestraft worden, aber hier ließ man ihn laufen mit den Worten, Du hast Unrecht. In Osona soll ein Kaffer seinen Herrn bei der englischen Behörde wegen Beleidigung verklagt haben, daß er mit einem Schwein verglichen sei. Der Farmer wurde zu einem Tag Gefängnis verurteilt. Der ohnehin hochmütig angelegte Herero fühlt sich jetzt frei und gleichberechtigt. Auf den Farmen haben sie vielfach die Arbeit verweigert und es haben unter ihnen schon Beratungen stattgefunden, um sich wieder in den Besitz des Landes zu setzen. Kurz vor meinem Weggang war die Wallung im Bezirk Grootfontein so groß, daß sich die Farmer an einen Ort zusammenschlossen, da sie Überfälle befürchteten. Aber auch den Bergdamaras ist die holde Freiheit willkommen und sie nehmen keine Arbeit an, sodaß es Farmer gibt, die früher 50 Eingeborene beschäftigten und jetzt keinen einzigen bekommen können. Am besten war noch der Farmer daran, der weit ab vom Verkehr wohnt, seine Leute gut behandelt, sie möglichst fern zu halten suchte von den farbigen Agitatoren und sich selbst von den neuen Herren im Lande. Wie diese später das Verhältnis zwischen schwarz und weiß regeln wollen, wenn es ihnen überlassen bleibt, ist vom Standpunkt ihrer selbstgerühmten Menschlichkeit noch sehr unklar. Dann kann wohl diese Menschlichkeit, wie früher in Indien auch noch in beispiellose Unmenschlichkeit umschlagen. Oder wenn, was wir hoffen wollen, sie Südwest wieder räumen müssen, dann kann wohl die Äußerung eines englischen Offiziers in Windhuk zutreffen,

der gesagt hat: „Dann wollen wir den Deutschen wenigstens einen Eingeborenenaufstand zurücklassen." Infame Absichten! Außer Eingeborenen-Verordnungen kamen dann viele andere über Verkehrswesen usw. über Jagd, mit verschiedenen Scheinen, welche von £ 2—20 kosten mit unendlichen Beschränkungen. Eine Bekanntmachung besagte, daß Personen über 55 Jahren, die nach Deutschland zurückkehren wollen, keine Wertpapiere mitnehmen dürfen, auch nicht mehr als £ 15.— gleich 300 Mk. Bargeld.

Bevor ich hieran anknüpfend zur Schilderung meiner Heimreise übergehe, kann ich nicht unterlassen, daß wir trotz strenger Zensur, in Afrika doch manche herzerhebende Nachrichten aus Deutschland erhielten. Woher sie kamen, wußte selbstredend niemand. Sie zirkulierten gewöhnlich in Schreibmaschinenschrift.

Wie würdig, besonnen und inhaltsreich kam uns die Rede unseres Reichskanzlers vom 28. Mai vor, die mit Italiens Treubruch beginnt. Wie fade dagegen, was wir in Kapzeitungen von englischen Reden lasen. Die Schlacht von Tannenberg, die so eingehend in einem langen Bericht dargestellt war, wirkte so trostreich, nachdem wir kurz vordem die traurigen Verheerungen der Kosacken in Ostpreußen und deren Grausamkeiten tief schmerzlich empfunden hatten. Und die Argonnenschlacht mit dem fast wahnsinnigen Ringen! Sogar aus den südamerikanischen La Plata Staaten überkam uns eine allgemeine Übersicht über den bisherigen Verlauf des Krieges von einem deutschen Oberleutnant. Eine Wochenausgabe Nr. 34 der Kölnischen Volkszeitung, wie man sagte, für 100 Mark erworben, brachte uns 72 sehr interessante Artikel. Auch die Tägliche Rundschau haben wir in mehreren Exemplaren lesen dürfen. Gedichte von Rudolf Herzog und andere, sogar die illustrierte Woche gab uns auch Anschauungsunterricht, über das, was in Deutschland getan wurde an Kranken, Verwundeten und Blinden. Wie vertrauensvoll stimmte alles und wie mußten wir manchmal staunen, wenn man demgegenüber die Reuter-Telegramme mit der Entstellung der Tatsachen verglich. Für ein solches Telegramm bin ich jedoch dem Büro Reuter dankbar, denn es gab mir den Anstoß zur Heimreise.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Meine Heimreise.

Als ich las, daß der Suezkanal gesperrt sei und die holländischen Ostindienfahrer jetzt um das Kap der guten Hoffnung fahren, stieg auch in mir die gute Hoffnung auf zu einer Möglichkeit, nach Hause gelangen zu können. Mit Bezug auf die vorbenannte Anzeige im Amtsblatt schrieb ich an die Administration in Windhuk um nähere Bezeichnung des Weges und der Schiffe, welche die erwähnte Rückreise von Personen nach Deutschland bewerkstelligten. Ich erhielt die folgende Antwort:

PROTECTORATE OF SOUTH WEST AFRICA,
Administrator's Office.

Sir. WINDHUK, 30th December 1915.

With reference to your letter of 29th Nov. 1915 I have to inform you, that there is no liklihood of a steamer being available for repatriation purposes for some time.

You should apply through the Military Magistrate of Karibib to have your name noted for repatriation, and should state whether you are prepared to pay your own passage.

I have the honour to be,
Sir,
Your obedient servant.
Dr. M. Overbeck, Capt.
for Secretary for the Protectorate.

Mr. H. W. Kaufmann,
c/o Ed. Haelbich, widow,
Karibib.

Hiernach meldete ich mich in Karibib mit Angabe meiner Personalien beim Magistrat, welcher mir folgende Antwort erteilte:

Mr. H. W. Kaufmann,
c/o Ed. Haelbich Wwe.,
Karibib.

KARIBIB, 10th February, 1916.

Repatriation.

Referring to your letter of the 15th ultimo in the above connection, I beg to inform you that there will

be neutral steamers sailing from Cape Town on the 15th, 22nd and 29th instant by which it will be possible for you to be repatriated at your own expense.

Should you wish to take advantage of one of these opportunities it will be necessary four you to call at this office in order that you may be furnished with a Permit to Cape Town and a letter of identification.

J. Ahllaly
for Assistant Military Magistrate.
(Absent on duty.)

Schon einige Tage später erhielt ich durch Extraboten folgenden Brief vom Magistrat in Karibib:

Karibib, den 14. Februar 1916.

Herrn H. W. Kaufmann,
Farm Lievenberg,
Otjimbingwe.

Antwortlich Ihres Schreibens vom 10. ds., teile ich Ihnen mit, daß Sie den Zug, welcher am 21. ds. von Windhuk nach der Union abfährt, unbedingt erreichen müssen. Aus diesem Grunde müssen Sie sofort nach Hier kommen, um Ihre Heimreise antreten zu können. Ihre Papiere kann ich nicht eher fertig machen, bevor Sie persönlich hier sind, da ich verschiedene Einzelheiten von Ihnen haben muß, um Ihr Alter befriedigend feststellen zu können.

R., Captain.
Assistent Military Magistrate,

worauf ich mich entschloß, die Reise anzutreten. Der Weg war also frei, aber „Gott mit uns" steht auf dem deutschen Taler eingeprägt. Bei Freunden erhielt ich das nötige Reisegeld (2000 Mark) und ich habe mich auch nicht verrechnet, sondern bin mit leerem Beutel über die deutsche Grenze gekommen. Der Abschied auf der Farm von meinen Kindern und Enkelkindern war nicht so leicht als das erste Mal vor Kriegsausbruch, denn nicht ohne Gefahren erschien uns Allen die lange Reise, umsomehr, als ich mich in letzter Zeit auch nicht wohl fühlte. Die Kinder hingen an mir wie die Kletten und mit rührender Sorgfalt hatte mich meine Tochter mit allem

versorgt. Am 15. Februar konnte ich noch zum dritten Male in Afrika meinen Geburtstag feiern. Früh morgens noch im Bett wurde ich durch Musik und Gesang im Nebenzimmer überrascht, worauf herzliche Gratulationen folgten. Es erweckte eigentümliche Gefühle und war eine merkwürdige Begebenheit: zwei Drittel von Hundert der Jahre zu erreichen in Afrika und damit den nun fast dreijährigen Aufenthalt fern von der Heimat zu beschließen. Es war ein ernster Augenblick; denn wir wissen nicht, ob wir uns wiedersehen werden. Bis ich an Bord kam, war wohl die kritischste Zeit. Am 17. Februar konnte ich endlich das geliebte Farmhaus verlassen, an das sich für mich so viel Erinnerungen knüpften. Auf zwei Karren mit meinem Gepäck und anderen für Karibib bestimmten Sachen fuhr ich mit meinem Schwiegersohn nach Otjimbingwe, wo ich einige Stunden benutzte, um bei allen Verwandten, Freunden und Bekannten Abschied zu nehmen. Alle hatten die größten Bedenken für mich, solch gefährliche Reise zu unternehmen, da in den Reutertelegrammen zu lesen, vom Golf von Biskaya bis zum Ziel meiner Reise sei das Meer mit Minen durchseucht. Kein vernünftiger Mensch unternähme solche Reise. Ich war aber ganz ruhig, denn ich reiste mit Gott. Nachmittags 4 Uhr war auch hier der Abschied und ich fuhr mit 2 Karren, 14 Ochsen und 4 Eingeborenen auf der Pad nach Karibib. Zwei Nächte unter freiem Himmel schlafen taten mir ganz wohl, bis wir am Morgen des 19. Februar Karibib erreichten. Um 10 Uhr ging ich zum Büro des Magistrats, um meine Legitimationspapiere zu holen. Da er aber eine Gerichtssitzung hatte, mußte ich zwei Stunden warten. Während dem unterhielt ich mich mit dem Sekretär, einem jungen Londoner, der sehr höflich war, und auch abwechselnd Deutsch sprach. Er reichte mir Zigaretten und sogar eine Tasse englischen Tee. Um 12 Uhr bekam ich meine Papiere (ein Permission zur Fahrt nach Kapstadt und einen Brief an das Büro for Emigration). Beide wünschten mir glückliche Reise. Am Nachmittag machte ich Besuche und besprach mich mit meinen Freunden, die mir alles Mögliche und Un-

mögliche über die Revision des Gepäcks in Kapstadt erzählen konnten. Geschriebenes oder Gedrucktes, sowie photographische Platten würden dort nicht durchgelassen, sondern alles konfisziert. Beides hatte ich aber reichlich bei mir. 1000 photographische Platten, einen Jahrgang Zeitungen und sehr viele andere Drucksachen und Abhandlungen über afrikanische Verhältnisse, besonders der letzten Zeit. Mir blieb also nichts übrig, wenn ich nicht Alles preisgeben wollte, als mein großes Gepäck in Karibib zurückzulassen und nur in meinem Kabinenkoffer und der Handtasche das Nötige für die Reise mitzunehmen, wodurch ich der Sorge enthoben war. Abends um 11 Uhr fuhr der Zug nach Windhuk, wozu mich alle Freunde begleiteten. Ein langer, von Swakopmund kommender Zug, überfüllt mit Militär, lief ein. Ein schrecklicher Kontrast gegen früher, wo nur einige Personen verkehrten. Nach langem Suchen konnte ich kaum einen Platz erwischen, denn das englische Militär war grob und abstoßend, roh und ungebildet. Außer mir saßen in dem Abteil noch drei Herren und eine Dame. Dann kamen noch zwei Engländer und wollten sich dazwischen quetschen. Als dies aber unmöglich schien, schrie der Eine den Andern an: Sit down, sit down! und preßte sich dem Herrn Direktor Krause halb auf den Schoß. Ich sagte: Das ist eine unerhörte Frechheit, englische Bildung. Sie mußten das wohl verstanden haben, denn sie entfernten sich bald darauf. Herr Krause sagte mir dann, daß der Eine der Kassierer in Karibib sei, er werde sich beschweren, wenn gleich es nur ein Achselzucken zur Folge haben werde. Englische Freiheit kennt nur ein momentanes „Help your self!“ Wir fuhren die Nacht durch, wo ich nur wenig Schlaf finden konnte und kamen des Morgens um 8 Uhr in Windhuk an. Mein Handgepäck ließ ich am Bahnhof im Office der Beamten, wo jeder sein Handgepäck niederlegte, ohne irgend eine Quittung; denn für Handgepäck war weiter keine Aufbewahrungsstätte vorhanden. Jedermann kam und ging, legte nieder und nahm, was ihm gefiel, als wenn die Welt aus lauter ehrlichen Menschen bestände. Ich riskierte es, indem ich meine Handtasche mit 700 Mk. Inhalt

in klingender Münze in eine entfernte Ecke legte zu den Füßen eines Beamten und meine Decken obendrauf. Meinen Koffer wollte ich sogleich weiter expedieren nach Upington in der Kapkolonie, was aber nicht möglich war. Der Beamte sagte mir, daß ich um 1 Uhr wiederkommen müsse, dann sei noch Zeit genug, denn der Zug fahre erst um 2 Uhr. Dann ging ich stadteinwärts, um Herrn Regierungsbaumeister Redecker aufzusuchen. Leider hatte auch er seine Dienstwohnung verlassen müssen, war mit 45 andern Herren, worunter auch die beiden Redakteure und der Rechtsanwalt Erdmann, nach der Besetzung Windhuks nach dem Kaplande deportiert worden und erst kürzlich zurückgekommen. Als ich ihn nach langem Suchen endlich fand, ging er sofort mit mir zum Bahnhof zurück, um meine Tasche zu holen, weil dort so viel gestohlen würde. Ich wiederholte nochmals meinen Versuch, um ein Ticket und die Expedition meines Koffers zu erlangen, aber es wurde abgelehnt, obgleich die Beamten müßig dastanden. Vor 1 Uhr war nichts zu machen. Meine nächste Sorge war nun, Reisegeld zu bekommen. Die Landwirtschaftsbank hatte mir 1500 Mk. versprochen, aber nur in deutschen Banknoten, denn weder deutsches noch englisches Hartgeld war aufzutreiben, wie mir Direktor Junker sagte. In Karibib hatte ich 700 Mk. Papiergeld in deutsches Hartgeld umgesetzt, 129 zu 100, also mit beinahe einem Drittel Verlust. Bei der Afrikabank in Windhuk dagegen bekam ich einen Check, auf die Nationalbank in Kapstadt zu 126.50 auf £ 35 lautend. Damit waren also die Reisebedürfnisse gedeckt.

Nach dem Mittagessen begleiteten mich Herr Redecker und Herr Junker zum Bahnhof, um zeitig Fahrkarte und Gepäckexpedition in Ordnung zu bringen. Aber hier sollte ich mein blaues Wunder erleben. Ein Ticket 1. Klasse bis Upington war bald gekauft für £ 5. 17. 7. Wechselkasse gabs nicht, Herausgeben auch nicht. Allright, sagte der Kassierer, als ich ihm £ 5. 18. hingelegt hatte und zog die Achseln. Nun präsentierte ich mit dem Billet meinen Bagage-Slip zur Weiterbeförderung, wie man dieses überall gewohnt ist. Aber kein Beamter wußte, wo mein Gepäck zu finden, das mit dem Morgenzuge angekommen

war, — eine polnische Wirtschaft. Es wurde von mir verlangt, den Koffer zur Expedition herbeizuschaffen und ich verlangte seine Herausgabe auf Grund meines Gepäckscheines. Der eine frägt den andern, aber keiner wußte darum und dann ließ man uns wieder stehen. Nur den fortgesetzten Bemühungen meiner Freunde gelang es, endlich herauszufinden, daß er in einem entfernten Lagerschuppen untergebracht sei, der aber vor 2 Uhr nicht geöffnet werde, da der Baas den Schlüssel habe und in der Stadt wohne. Meine Bemerkung, daß Passagiergut kein Frachtgut sei, fand nur die Erwiderung, daß für Gepäck kein Platz auf dem Bahnhof sei. Für mich war es aber sehr peinlich, ohne die notwendige Wäsche und Kleidung an Bord des Schiffes zu kommen, denn wenn der Koffer nicht mit kam, würde er Kapstadt nicht bis zur Abfahrt des Schiffes erreichen, da nur zweimal die Woche ein Zug dorthin fuhr. Wir trieben daher die unwissenden Beamten was wir nur konnten, die einer hinter dem andern ratlos herumliefen, bis der Zug einlief, aber keiner tat den Mund auf, um etwas zu veranlassen. Endlich, als ich mich selbst zum Schuppen begab, traf ich einen schlichten Arbeiter, der holländisch sprach. Als ich ihm mein Begehren sagte, schickte er sofort einen Kap-Boy um den Schlüssel zu holen, der noch drei Minuten vor Abfahrt zurückkam und ich gelangte auf so einfache Weise in den Besitz meiner so unentbehrlichen Reisebedürfnisse, die nun im Galopp zum Zuge gebracht wurden. Gewogen, 10 Pfd. zuviel, Bezahlen ohne Herausgabe, ein Sprung in den schon fahrenden Zug, noch einige Grüße wechselnd und dann atmete ich ganz erleichtert auf, daß nun doch mein Ich nicht sechs Wochen lang wie ein Eingeborener zu leben brauchte, dessen Äußeres gar keine Bedürfnisse hat. Das sind Einrichtungen und Beamtenpersonal, wie man sie unter deutscher Verwaltung weder kannte noch geduldet hätte. Auf der Otavibahn nach Tsumeb, wo man schon ein halbes Jahr mit der Abfuhr nach Swakopmund beschäftigt war, ging es noch viel toller her. Kap-Boys als Lokomotivenführer und Heizer fuhren toll darauf los, wodurch mehrere Male Entgleisungen stattfanden. Bei einem Eisenbahnunglück gab es dort sechs Tote und 45 Verwundete,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

meist Engländer. Auf dieser Strecke konnte ich mich im sogenannten Mail-Train sicher fühlen. Es war ein langer Zug, die Wagen schön und vortrefflich ausgestattet, auch sauber gehalten. Nur der Gang an der Seite war etwas schmal, sonst aber wie unsere D-Zugwagen eingerichtet. Jedes Abteil war mit Wachstuch gepolstert, für vier Personen berechnet und konnte für die Nacht zu je 2×2 Betten umgewandelt werden. Waschgelegenheit war in jedem Abteil mit großem Spiegel, der umzulegen ist und dadurch zu einem langen polierten Tisch verwandelt werden konnte. An den Rückwänden prangten große Photographien hinter Glas mit Ansichten von Durban, Kapstadt, Johannesburg und Pretoria. Außerdem hatte jeder Wagen zwei Toiletten mit Waschgelegenheit, die jeden morgen gesäubert und mit frischen Handtüchern versehen wurden. Sogar ein Bad konnte man im Zuge nehmen. Abends 9 Uhr kam ein Mann und machte die Betten fein sauber in Ordnung, was für die Nacht 2 sh. 6 d. kostete. Der Speisewagen bot bequeme Einzelsitze, frische Luft und gute Speisen in reicher Auswahl. Frühstück 1 sh. 6 d., Lunch und Dinner je 2 sh. 6 d., eine Tasse Kaffee 3 d., Kapweine und Bier zu mäßigen Preisen. Ich fuhr 1. Klasse, um möglichst allen Unbilden niederer Gesellschaft aus dem Wege zu gehen. Ich teilte mein Abteil mit einem Kapitain und einem Leutnant, mit denen ich gut auskam, denn über Krieg, Politik und Burenraubzug wurde nicht gesprochen. Beide waren anständig, wie überhaupt alle Offiziere im Zuge. Nebenan fuhr eine Dame, Frau P. mit ihren vier kleinen Kindern, ebenfalls wie ich, nach Deutschland. Sie erzählte mir von ihren Leiden in Südwest während des Krieges, wo in ihren Geschäftsräumen die Buren monatelang gehaust hatten und nur die kahlen Wände zurückließen. Im Speisewagen begrüßte mich eine Dame, die mir mitteilte, sie sei im Jahre 1913 mit mir auf der Windhuk nach Afrika gekommen. Jetzt fuhr sie auch nach Deutschland als Pflegerin auf Kosten der englischen Regierung zurück.

Es fuhren noch mehr Damen, mit und ohne Kindern, auch ein kranker Mann, denselben Weg heim nach Deutschland. Im Zuge kam man weniger zusammen als später, wo gemeinsame

Interessen uns verbanden. Das ganze durchfahrene Land bot weiter nichts als Wüste und Steppe bis weit in das Kapland hinein. Es war Montag mittag und am Freitag abend sollten wir erst nach Kapstadt kommen. Am Dienstag 30. 10. erreichten wir Keetmannshoop, wo wir zwei Stunden Aufenthalt hatten, 1 Uhr nachts Kalkfontein, Mittwoch abends Upington, wo es mehrere Stunden Aufenthalt gab. Hier hatten wir neue Fahrkarten bis Kapstadt zu lösen und unser Gepäck zu expedieren, d. h. selbst dafür zu sorgen, daß es gewogen und auch verladen wurde, sonst blieb es einfach auf dem Bahndamm liegen.

In De Aar, einem Knotenpunkt, mußten wir wieder umsteigen. Hier eine neue Sorge um die Bagage: 1. daß sie ausgeladen wird, 2. daß sie wieder in einen anderen Zug eingeladen wurde und 3. daß man selbst auch eingeladen wurde. Halt! Eingeladen wird niemand und doch durfte man sich selbst auch nicht einladen, nicht einmal einen Platz suchen und wählen. Dafür war der Guard da. Diese Kerle laufen schweißbedeckt an dem unendlich langen Zug entlang mit großen Papierbogen, worauf alle Plätze verzeichnet sind, belegt oder unbelegt. Sie sollten nun wissen, wer aussteigt oder mitfahren will. Man wurde von vorn nach hinten verwiesen und wenn dort überfüllt, wieder to the top of the train, bis endlich zur Abfahrtzeit Frau P. mit ihren vier Kindern ohne Platz dastand. Als wir das Einsteigen in die angewiesene zweite Klasse verweigerten, war auf einmal in der ersten Klasse Platz genug. Ein Stockengländer rief mir entgegen Here is Full, obschon nur er und sein Sohn das Abteil inne hatten. Ich nehme mir das nächste, wo zwei Herren saßen und fragte, ob Platz für mich ist. Gewiß, antwortete der eine in klarem Hochdeutsch, sehr willkommen! Zwei angenehme Gesellschafter hatte ich: Einen reichen Minenbesitzer aus Kapstadt und einen feinen, baumlangen Transvaaler Studenten, der zunächst nur englisch sprach. Als er vernahm, daß ich aus Südwest kam und nach Deutschland fahre, fragte er, ob ich holländisch verstehe, was ich mit Freuden bejahte. Nun erzählte er uns, daß seinem Vater jüngst als Rebell beide Beine abgeschossen worden seien. Er war voll

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Eifer gegen die englische Knechtschaft, die sein Volk nur widerwillig trage. Aber die Stunde kommt, sagte er, wo wir das Joch abschütteln, sie muß kommen und sie wird kommen, sobald es Zeit ist. Ich war dem Full-Engländer wirklich sehr dankbar für den Wechsel; denn ich hatte bis Kapstadt eine sehr angenehme Gesellschaft und interessante Unterhaltung. Der alte Herr, ein geborener Deutscher, erzählte mir viel von dem findigen Deutschenhaß im Kaplande, welcher auch ihn in sonderbare Kalamitäten gebracht, besonders weil auch er und seine Frau sich der bedrängten und kranken Familien angenommen hatten, sowohl englischer als auch der deutschen. Dies war ihm alles ausgelegt als Verkehr und Begünstigung des Feindes. Es war kaum zu glauben was alles hervorgeholt wurde. Dies alles näher zu beschreiben würde zu weit führen. Er rettete sich nur durch den Nachweis, daß er ohne Unterschied auch englischen Familien geholfen habe. In Kapstadt haben wir noch tollere Geschichten erfahren. Von De Aar bis Kapstadt fuhren wir durch fruchtbare, oft romantische Gegenden mit fließendem Wasser und oft herrlicher Vegetation. Saubere Farmhäuser umgeben von grünen Bäumen, Kornfelder und Weinberge ließen auf reichen Ertrag und das Ganze auf Wohlstand schließen. Auf verschiedenen Stationen wurden schöne Äpfel, Birnen, Trauben, Orangen, Zitronen, Melonen, Bananen und Ananas zu billigen Preisen angeboten, letztere z. B. das Paar dieser herrlichen Früchte zu 75 Pfennige. Am Freitag den 25. Februar, nachmittags 4 Uhr, kamen wir auf dem Bahnhof in Kapstadt an. Hier war reges Leben. Sobald ich an einer Behauptung den Namen des Dieners des mir empfohlenen Hotels Royal las, dem ich mein und zweier mitreisenden Damen Gepäck übergab, wurden wir in dies tadellos eingerichtete, erstklassige Hotel geführt. Der Besitzer, Herr König, ein Deutscher, hatte sein Hotel auch vor der Wut des Pöbels mehrere Tage schließen müssen. Es war eine wahre Wohltat, nach fünf Tagen und Nächten auf der afrikanischen Railroad sich mal gründlich erfrischen und ein anderes Äußere fühlen zu können. Wir gingen ein wenig spazieren, um die Stadt

anzusehen. Allüberall großstädtischer Betrieb. Breite Straßen, hohe schöne Häuser, prachtvolle Läden und hervorragender Blumenflor. Eine griechische Fruchthandlung zog uns an, wo wir für die Reise 50 Pfund Trauben bestellten. Der Mann rief seine Frau, die erst englisch, dann holländisch und zuletzt sogar deutsch mit uns sprach. Als sie hörte, daß wir Deutsche seien, lud sie uns zu einer Flasche Rotwein ein, was wir uns gefallen ließen. Sie wurde von Zeit zu Zeit freier und offener, sprach von dem Deutschenhaß, wie er dort so schrecklich zutage trete in oft unglaublicher Art, von den zerstörten Geschäften und verbrannten Häusern. Sie erzählte von den aus Südwest zurückgekehrten Buren und Engländern, wie sie in den Straßen und Geschäften, auch bei ihnen, das in Südwest geraubte Silberzeug und Leinen zum Kauf angeboten hätten, auch Kleidung und allerlei andere Waren aus den geplünderten Stores. Ich wäre gern zu der Zeit in Kapstadt Beobachter gewesen. Diese Frau war in Transvaal geboren und obgleich ihr Mann ein Grieche, war ihre Verehrung für den deutschen Kaiser so groß, daß sie uns ein Armband zeigte, welches aus Fünf-, Drei-, Zwei- und Einmarkstücken angefertigt war. Das Bild des Kaisers hing in ihrer Stube und ihre beiden kleinen Mädchen kannten deutsche Lieder.

Am nächsten Tage gingen wir um 9 Uhr nach der Parliamentstreet zum Emigration Departement, um unsere Pässe für die Weiterreise ausfertigen zu lassen. Der dort hantierende Beamte war die verkörperte Grobheit in Original. Wie Verbrecher wurden wir angeherrscht und befohlen mit: Sit down! Stand up! Nach Augenmaß wurden wir gemessen und zum Zwecke weiterer Feststellung des Signalements fortgesetzt frech angeglotzt. Nachdem sämtliche Papiere ausgefertigt und beiderseits unterschrieben waren, wurden wir von einem Geheimpolizisten durch eine Reihe von Straßen zu einem Photographen geführt, der in einem Loch wohnte, das mehr einer Verbrecherbude als einem Atelier ähnelte. Hier wurden wir bei Lampenlicht konterfeit. Nach einer Stunde sollten wir zwei Bilder abholen. Inzwischen gingen wir zum Büro von Mitchell Cotts

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und Ko., um Zahlung für die Seereise zu leisten. Die zwei Photos erhielten wir in nassem Zustande und als erschreckliche Verbrechergesichter. Ob das absichtlich durch die magische Beleuchtung so gemacht wurde, konnte uns gleichgültiger sein, als daß jeder für die zwei Stückchen nasses Papier noch 3 Mk. zahlen mußte, die dem Pfuscher nicht mehr als 10 Pfg. kosteten. Jedenfalls gehörte er mit zum Detektivbüro. Die Fratzen brachten wir dann noch kurz vor Toresschluß zum Emigrations-Departement und damit war die Theorie beendet, der um 2 Uhr nachmittags die Praxis folgte. Punkt 2 Uhr mußte unsere ganze Bagage nach einem großen Schuppen am Dock zur Durchsuchung befördert sein.

Der Fuhrmann, welcher es Tags zuvor vom Bahnhof geholt hatte, spielte wieder den Lumpensammler durch die Stadt und zwei voll beladene Wagen kamen dort an, als auch schon sämtliche Passagiere sich eingestellt hatten. Hier fanden sich nun zwölf Damen, acht Kinder und zwei Herren zusammen, die sämtlich nach Deutschland fahren wollten. Die Untersuchungskommission, bestehend aus zwei Detektivs und einer Dame, nahm sich Zeit. Jede Tasche, jeder Koffer, jedes Kleidungsstück wurde genau untersucht, jede Platte und jedes Bild betrachtet. Bilder, welche die Seeseite darstellten, aus den Albums gerissen. Kameras und Ferngläser, selbst eine elektrische Lampe, wurden konfisziert. Rasiermesser sollten Waffen sein, obschon sie einer Dame gehörten. Um 5 Uhr wurde mein Gepäck als letztes nur oberflächlich betrachtet und freigegeben. Dann wurde uns eröffnet, daß wir uns am nächsten Morgen um 9 Uhr wieder einzustellen hätten zur Untersuchung des Handgepäcks. Den Abend benutzten wir noch zu einem Besuche bei Frau D., wo wir ausgiebig von dem unerhörten Frevel zu hören bekamen, den der Mob nicht allein in Kapstadt angerichtet, sondern in ganz Südafrika alles Eigentum der Deutschen und was nur entfernt deutscher Abstammung war, zerstört und verbrannt hatte. Zunächst gingen wir auf das Dach, wo wir vor uns die Brandstätte der Musikalienhandlung von R. Müller sehen konnten. Dieses große Gebäude war an vier Stellen zu-

gleich angezündet und bis auf den Grund niedergebrannt. Für £. 75000 = 1500000 Mk. an Pianos und anderen Instrumenten wurden dem Feuer überliefert, ohne daß auch nur ein Notenheft gerettet werden konnte. Die Polizei sollte sogar die Löscharbeiten verhindert haben. Ein daneben liegendes Hotel brannte ebenfalls zur Hälfte ab. An 15 Stellen hat man in Kapstadt an deutschen Häusern Feuer gelegt. In Durban, Johannesburg, Port Elisabeth, Krügersdorp und Pretoria sind Millionen deutschen Eigentums nicht heimlich, sondern öffentlich am hellen Tage vernichtet worden unter frenetischem Jubel dieser edlen Nation, die sich darin gefällt, kultivierte Völker, die solche Taten verabscheuen, als Hunnen und Barbaren zu bezeichnen, ohne wohl selbst kaum zu wissen, was Hunnen sind. Eine mit uns fahrende Dame aus Krügersdorp erzählte mir von den Schrecken der Verwüstung im ganzen Lande. Was nur noch einen deutschen Geruch selbst bei naturalisierten Engländern hatte, fiel der fanatisierten Menge zum Opfer. Die langjährigen intimsten Beziehungen zu englischen Familien wurden plötzlich abgebrochen und in Feindschaft umgewandelt. Sie selbst wohnte 20 Jahre im Kaplande. Ihr Hauswirt sah sich außer Stande, sie mit ihrer Habe zu schützen, bis sie sich Zuflucht auf dem Lande gesucht hatte. Ihr ganzes Mobilar hatte sie zuvor für einen Spottpreis verkauft und nun hatte sie sich das Reisegeld von ihren Verwandten aus Amerika schicken lassen, zu denen sie jetzt über Holland fahren wollte. Sie nannte mir eine große Anzahl Geschäfte, besonders Schlächtereien und Wurstfabriken, die vollständig ruiniert waren.

Am 13. Mai 1915 begann die Treibjagd in Johannisburg. 51 Gebäude wurden ganz oder teilweise zerstört. Darunter waren 10 große Geschäfte, 7 Wirtschaften, 3 Kinos und 28 Läden. Eine Bande von 2000 fast wahnsinnig gewordenen Menschen marschierte durch die Straßen und plünderte zunächst die Geschäfte der deutschen Diamanthändler, dann zogen sie nach dem deutschen Klubhaus und zerstörten alles unter dem Absingen der Tipperary. Die Porträts der verbündeten Kaiser und Bismarcks wurden verbrannt, die deutsche Fahne zerrissen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ein Porträt des Königs Georg von England wurde mitgetragen. Es sollte dem Zerstörungszug ein „würdiges Gepräge" geben. Nach methodisch sorgfältig aufgemachter Liste ging die Zerstörungsarbeit und das Plündern vor sich. Der Gesamtschaden beläuft sich in Johannisburg allein auf ½ Million Mark.

Dem schönen Hotel Royal in Kapstadt sagten wir am Sonntag den 27. Februar Ade und fuhren wieder nach den Schuppen zur Endrevision, wo alles Handgepäck bis aufs kleinste untersucht wurde. Besonders peinlich war es für die Damen, welche sich ganz entkleiden mußten, wobei sich auch noch drei Goldstücke vorfanden, die zurückbleiben mußten, denn Gold war verboten mitzunehmen, damit der deutsche Schatz nicht um ein Trinkgeld vermehrt würde. Auch wurde die Höhe unseres Reisegeldes auf 200 Mark reduziert. Unter Eskorte der beiden Detektivs durften wir Emigranten nun zum Dock gehen, wo wir in die holländische Freiheit deportiert wurden, d. h. auf neutralem Schiffe noch 24 Stunden als gefährliche Individuen vom detektiven Spürauge bewacht wurden. An Bord standen diverse Händler aus Kapstadt mit Straußenfedern, Schmucksachen und Albums, wobei auch die konfiszierten Bilder wieder zu haben waren. Nach 24stündiger Liegezeit, währenddessen Kohlen und Proviant eingenommen wurde, setzte sich unser 11 000 Tonnen großes schwimmendes Hotel in Bewegung. Ade, du schönes Kapland, mit deiner reizenden Spitze, Gute Hoffnung benannt, wo früher die Emigranten aller Herren Länder sichere Zuflucht fanden, und jetzt wir Emigranten unter Polizeiaufsicht standen und nun west- und nordwärts strebend, dem Lande wieder zusteuern, von dem die Vorfahren der Buren einst vertrieben wurden. Der mächtige Tafelberg und Lionshead, zu deren Füßen sich die Stadt am Strande ausbreitet, wo sich zwei Ozeane die Hand reichen, boten ein Panorama von seltener Schönheit und wir bedauerten, nicht einige Tage diese herrliche Gegend näher besehen zu haben.

An Bord war alles, bis ins kleinste holländisch proper, zumal es auch ein fast neues Schiff war. Bei der schwachen Besatzung bekam ich eine schöne Außenkabine für mich allein.

Die Bedienung wurde durch Manduränen, kleinen gelben Männchen von der ostindischen Insel Mandura besorgt. Sie hatten glattes, schwarzes Haar, trugen ein zierliches Käppchen, welches aus einem braun gemusterten, künstlich zusammengelegten Kopftuch hergestellt war. Sie waren sehr aufmerksam, sowohl bei Tisch, als auch für die Kabine, die holländisch Hütte heißt. Sie gingen baarfuß, trugen blaugestreifte Jacken, weiße Hosen, welche zweimal wöchentlich gewechselt werden. In den hellen und geräumigen Speisesälen fand man sich dreimal am Tage zusammen bei überreichlicher Verpflegung, und in den Gesellschaftsräumen hatte man Auswahl genug an lauschigen Ecken und Winkeln. Die ausgedehnten Promenadedecks gestatteten bei gutem Wetter angenehme Spaziergänge, wobei man Gelegenheit hatte, mit den durchgehends gebildeten Passagieren in nähere Berührung zu kommen und Bekanntschaft zu machen. Auch die Beamten sind sehr zuvorkommend. Morgens zwischen 7 bis 9 Uhr ist Badezeit, wenn man warm in Seewasser baden will. Anstoßend an jeder Toilette befindet sich ein stets bereites Badezimmer zur freien Benutzung für Jedermann. Eine Bibliothek in deutscher, holländischer und englischer Lektüre war zur freien Benutzung da, die nicht vorhandene Musikkapelle wird aber auch nicht vermißt.

Wie das immer so der Fall ist, machte man bald an Bord Bekanntschaften. Man grüßt und begrüßt sich, man kommt in Gespräche, die man fortsetzt, oder auch abbricht, je nach Gefallen und Umständen. Bald spricht man englisch, bald holländisch, aber die meisten Holländer geben sich Mühe, auch Deutsch zu sprechen. Im übrigen war die Gesellschaft ruhig, angenehm und freundlich. Im Gespräch über Kultur und den Weltkrieg mußte man sich eine gewisse Reserve auferlegen, denn es nützte weder der Beifall noch der Widerspruch. Zudem sind auch Engländer an Bord, von denen man nicht weiß, als was sie sich bei der Landung in England entpuppen werden. Ein Fanatiker verbreitete sich allerdings in sehr scharfem Tadel über das Hausen der Deutschen in Belgien und zählte ungeheure Grausamkeiten auf, die dort das deutsche Militär verübt habe.

Er bezeichnete den Krieg als Mord und erging sich schließlich in anarchistischen Äußerungen. Seine Behauptungen hatte er aus den antideutschen Zeitungen Ostindiens geschöpft. Es gehörte für mich viel Selbstbeherrschung dazu, nicht mit ihm zu streiten, sondern ihn einfach auf die Völkergeschichte zu verweisen. Die Ursache des Krieges kannte er nur in englischer Beleuchtung. Als Gegenstück traf ich eine holländische Dame, eine ostindische Lehrerin aus Weltevreden bei Batavia. Diese überreichte mir eine dort gedruckte Monatsschrift, die „Deutsche Wacht" herausgegeben im Auftrage des deutschen Bundes in Batavia. Schriftleitung P. Ike. Bezugspreis vierteljährlich 5 Mark. Dieses Buch verdient gelesen zu werden. Es besprach unter anderm: Deutschland und die Orientalische Frage, Deutschlands Arbeit im Orient, Die Ziele Deutschlands im Orient. Nur drei Sätze daraus genügen, um die Tendenz der Schrift anzudeuten:

„Der Engländer blickt mit Geringschätzung auf die anderen Nationen herab; ihre Sprache zu erlernen, hält er unter seiner Würde". „Wo immer in der Welt ein Engländer auch wohnt: Er stellt immer ein Stück England dar. Wenn sich irgend in der Welt ein paar Engländer niedergelassen haben, so gehört das Land alsbald zur „englischen Interessensphäre".

Die deutsche Politik ist niemals mit ihren Aspirationen dem Strome der Auswanderer gefolgt.

Deutschland hat niemals den Versuch gemacht, aus dieser Auswanderung Kapital zu schlagen usw.

Das englische System mag zur Ausbreitung der Weltherrschaft geeignet sein, den betreffenden Völkern hat es nur geschadet. Die friedliche Kulturarbeit deutscher Ansiedler dagegen hat keiner Nation der Welt anderes, als Segen gebracht.

Außer diesem Buch überreichte sie mir Flugblätter in holländischer Sprache, die in Indien verteilt wurden. Diese geißelten mit beißender Ironie die antideutschen Berichte der englisch gesinnten Zeitungen Ostindiens. Jedes Blatt hat als Überschrift: Commentar op de Oorlogsberichten und den Ausspruch eines antideutschen Redakteurs Maurice Barrés: Wy hebben een prachtig Bureau voor antiduitsche propa-

ganda! Die antideutschen Elemente an Bord hielten sehr mit ihren Äußerungen zurück. Im Allgemeinen nahm man an, daß Deutschland bald ausgepumpt sei, wie sie es zu nennen beliebten, aber ich sagte ihnen, daß sich die deutsche Kraft erprobt, als ein unversiegbarer Brunnen.

In der Aquatorialzone war es sehr heiß, aber bei dem stillen schönen Wetter in der frischen Seeluft doch tagsüber angenehm an Deck und des Abends pflegte man Konversation, Gesang, Musik und Spiel in den Salons. Es geht nichts über eine schöne Seereise ohne Sturm, Torpedos, Minen und sonstige Belästigungen. Die Unruhe sollte uns aber auch nicht erspart bleiben. Am 9. März erhielten wir das erste Funkentelegramm von dem uns begegnenden holländischen Schiffe „Tabanan". Es meldete: Verdun ist noch nicht gefallen, aber heftige Anstrengungen werden in den umliegenden Dörfern gemacht. Vom Schiffe selbst war die deutsche Post und auch zwei holländische Postsäcke von den Engländern heruntergeholt worden, die für Las Palmas bestimmt waren. London meldete, daß ein deutsches armiertes Schiff im atlantischen Ozean kaperte, welches auch erbeutete Schiffe armiert hat und Torpedos mit sich führt. Das Schiff sei 6000 Tonnen groß, laufe 15 Knoten und habe zwei hohe Masten. Am 10. März erblickten wir den ersten Schiffskörper auf dem sonst leeren Ozean. Es war ein Frachtdampfer, der nach der Westküste fuhr. Am 12. März war es kalt, wir hatten die heiße Zone hinter uns. Nachmittags 4 Uhr erblickten wir ein Schiff, welches sich uns näherte, ein französischer Kreuzer. Ein blinder Schuß und Flaggensignale: Sofort stoppen! Unsererseits drei Sirenenstöße als Antwort. Um 5 Uhr hatten wir die „Loire" nicht weit von uns an Backbordseite liegen. Ein Boot wurde herabgelassen, mit sechs Matrosen und einem Offizier. Sie ruderten zu uns herüber. Wir hatten französischen Marinebesuch an Bord, der sich eine halbe Stunde aufhielt, die Schiffspapiere durchsuchte und dann wieder auf seinen alten Kasten zurückkehrte, der durch seinen hohen Aufbau ein mächtiges Schußfeld bot. Mitgenommen hat der Besuch nichts aber uns die Nachricht gebracht, daß Portugal an Deutschland den Krieg

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erklärt habe und in Spanien die Revolution blühe. Am 15. März, morgens 8 Uhr, hatten wir Las Palmas, diese romantische Insel, mit ihren hohen Bergen und den daran zerstreut liegenden weißen Häusergruppen erreicht. Im Hafen lagen verschiedene deutsche Schiffe, die hier Zuflucht gefunden hatten, auch ein alter spanischer Kreuzer. Spanische Beamte kamen an Bord, Papiere wurden geprüft und auch die von den Engländern zensierte Post gebracht. Das Schiff wurde desinfiziert, indem eine Schachtel voll Schwefelblüte auf Deck angezündet wurde und damit waren alle Formalitäten erfüllt. Ganze Schwärme Boote umkreisten das Schiff um ihre Ware gegen klingende Münze umzusetzen. Ganze Berge Südfrüchte: Apfelsinen, Zitronen, Bananen, Mandarinen, Äpfel und Birnen, Kanarienvögel, kleine Hunde, Elefanten von Ebenholz, Schmucksachen, Handarbeiten in Leinen und Seide, alles wurde mit überlautem Geschrei angepriesen, in Körbchen an Schnüren heraufbefördert und durch Mienen und Zeichen die Preise in englischem Geld gefordert. Es wurde bekannt gemacht, daß das Schiff um 6 Uhr weiterfahre, somit konnten wir uns Las Palmas besehen. Die Passagiere wurden mittelst Motorboot gelandet. Hier standen eine Reihe Wagen, die für eine Fahrt durch die Stadt und das Land, pro Person 3 Mk., angeboten wurden. Ich zog die Straßenbahn vor, ebenfalls vier Damen. Ein Führer gesellte sich ungerufen zu uns. Er sprach etwas englisch, spielte den Dolmetscher und ging mit uns, wohin wir unsere Schritte lenkten. In einem Laden, wo man Deutsch sprach, kauften wir einiges und wechselten Geld. Für einen 100 Markschein bekam ich 42 holländische Gulden. In einem Hotel nahmen wir spanischen Lunch zu uns, wofür wir pro Person 2 Gulden blechen mußten. Die Damen schrieben die üblichen Ansichtskarten für den englischen Posträuber, wozu der dienende Dolmetscher die Marken hatte. Wir besuchten die Kathedrale in deren Innerm uns der schöne Altar aus getriebenem Silber, in der Sakristei die herrlichen Silbergeräte und in einem Schrank die Stolas, prunkhafte Meßgewänder in allen möglichen Farben und golddurchwirkte Kunstarbeiten gezeigt wurden. Im Chor, das inmitten der Kirche ange-

bracht ist, stand auf einem Stativ ein Kunstblatt, eine Melodie auf Pergament aus uralter Zeit ausgestellt und die Gestühle aus edlem Holz kunstvoll ausgearbeitet.

In der Markthalle kauften die Damen sich jede einen großen Henkelkorb voll Apfelsinen, 25 Stück für 1 Peseta (0.80 Pfg). Hier trafen wir deutsche Marinesoldaten von dem Hilfskreuzer „Wilhelm der Große", die uns erzählten, wie sie sich in einem Boot auf spanisches Gebiet mit 60 Mann gerettet und nun dort interniert wären. Sie hatten schreckliche Langeweile und nur ein Verlangen, fortzukommen um wieder mithelfen zu können. Dies versuchten auch vier, die sich Zivilkleidung verschafft hatten und schmuggelten sich bei uns an Bord, wurden aber bald entdeckt und mußten das Schiff verlassen. In einem Juwelierladen teilte uns der Inhaber, ein Sachse, mit, daß die Deutschen bei Verdun einen großen Sieg errungen, 26000 Franzosen gefangen genommen, Kanonen und Maschinengewehre erbeutet hätten. Ganz besonders interessierte uns dann noch ein Besuch der Cementerie. Weniger der schönen Monumente wegen, als die noch nie gesehenen gruppenartig übereinander aufgebauten Behälter aus Stein, je für einen Sarg berechnet, die nach Einführung mit einer Steinplatte geschlossen waren. Ganz sauber erschienen diese so terrassenartig aufgebauten Totenmauern. An Bord zurück gabs allerlei Neues.

Fräulein von Regelein hatte den deutschen Konsul besucht und brachte einen ganzen Haufen deutsche Zeitungen mit, die in Las Palmas und Barzelona in Spanien gedruckt waren, als „Deutsche Warte". Diese enthielten die wunderbarsten Nachrichten aus Deutschland und gaben uns ein konträres Bild zu den englischen Reuterberichten. Sie gaben uns für die folgenden Tage reichen Lesestoff. Wir konnten uns schon ganz in die Verhältnisse unserer Heimat hineinleben und freuten uns sehr darüber, daß in Deutschland alles so normal wie in Friedenszeiten zuginge und wie alles überwunden werde, was die Engländer durch die Blockade sperren. Aus diesen Zeitungen ersahen wir auch alle Gründe, aus denen Deutschland an Portugal den Krieg erklärt hatte und folgedessen letzteres die in seinen Häfen liegenden deutschen Schiffe unter dem Drucke Englands annektiert hat.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Am 18. März, morgens, kam die Schreckensnachricht an Bord, daß das schönste Schiff der holländischen Südamerika-Linie, die „Tubantia", nachts 2 Uhr in holländischen Gewässern, wo es vor Anker lag, auf seiner Ausfahrt torpediert und gesunken sei.

Das in London aufgegebene Marconi-Telegramm begann mit den Worten: De duitsche Seeroover is weer in Gang. Die Tubantia ist torpediert oder auf eine Mine gelaufen. Dann: Der Kapitän ist der Meinung, daß das Schiff torpediert sei. Darauf: Das Schiff ist sicher torpediert. Nach einer Weile ein neues Telegramm: Ein Offizier und zwei Passagiere der Tubantia haben gesehen, daß ein deutsches Unterseeboot die Tubantia torpediert hat. Die Personen sind eidlich vernommen. So der englische Bericht.

Die Stimmung an Bord war infolgedessen wütend antideutsch und Ausfälle unüberlegter Art machten sich breit, wie „die Deutschen sind Mörder". Wir müssen jetzt Deutschland den Krieg erklären. Es ist genug der Ruhe und Langmut und des Zusehens." Man kam mit Schweigen am weitesten, bevor die Wahrheit festgestellt war. Nachdem sich die erste Aufregung ein wenig gelegt hatte, tauchten bei einigen Herren auch Zweifel auf, ob sie wohl den englischen Berichten Glauben schenken könnten. Ich stellte ihnen die Möglichkeit vor, daß es ein englisches Unterseeboot getan haben könne und wenn die Untersuchung auch ergäbe, daß die Reste des Torpedos auf deutschen Ursprung zurückzuführen, so sei es gar nicht ausgeschlossen, daß sich Engländer auch deutsche Torpedos zu dem Zwecke verschafft hätten. Diese Ansicht wurde auch später in Amsterdam in unserm Hotel vertreten.

Am 20. morgens, hatten wir dichten Nebel. Das Schiff fuhr langsam und stoppte endlich. Als der Nebel schwand, sahen wir die französische Küste und ein Telegramm meldete uns, daß wir zunächst Falmouth anzulaufen hätten. Gegen Abend sahen wir schon das Leuchtfeuer von Landsend blinken. Immer näher kamen wir der englischen Küste, bis wir abends 9 Uhr bei Falmouth vor Anker lagen und alle Lichter an Bord gelöscht werden mußten. Es war sehr neblig und kalt. Man

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fragte sich gegenseitig, wozu wir hier liegen müßten im englischen Hafen. Schon wieder hören wir, daß ein holländischer Frachtdampfer die Palembang torpedirt sei, mit drei Schuß, was in Anbetracht der traurigen Ereignisse der letzten Tage großen Unwillen hervorrief. Alles war in Angst, denn ein jeder besorgte für unser Schiff eine ähnliche Katastrophe. Ich beruhigte die ängstlichen Gemüter in der vollen Überzeugung, daß wir wohlbehalten landen würden, denn ich reise mit Gott. Am nächsten Morgen hatten wir, die an einer schönen Bucht liegende, aufsteigende Stadt Falmouth vor uns. Nach drei Jahren sah ich mal wieder grünes Land, eine europäische Landschaft. Im Laufe des Vormittags kamen einige kleine Dampfboote längsseits, die englische Beamte an Bord brachten. Zunächst wurde die ganze Post von Ostindien und Kapstadt, die für Holland bestimmt war, von Bord geholt, woran zehn Männer mehrere Stunden zu schleppen hatten. Über 200 Säcke Post mit Briefen und Paketen wurden an Deck geschleppt und an Land befördert, aber ein Wiedersehen habe ich nicht bemerkt. Das mußte das kleine Holland sich ohne Widerspruch von der englischen Herrschaft, über den Meereswogen gefallen lassen.

Kurz vor Mittag wurden sämtliche Passagiere in den Speisesaal befohlen, wo eine englische Kommission sich niedergelassen hat. Bedeckten Hauptes saßen vier Engländer als Untersuchungsrichter unter neutraler holländischer Flagge, ihre Willkür ausübend. Zunächst mußte jeder Holländer mit seinen Legitimationspapieren Revue passieren, sich examinieren lassen über woher, wohin und alles andere mehr. Dann kamen die deutschen Damen heran, die auch mit allerlei Fragen belästigt wurden und zuletzt ich als verdächtiger Spion. Ob ich Briefe habe und dergleichen Fragen mehr. Darauf wurde mir kurz bedeutet, daß ich einen Begleiter zu meiner Kabine zugesellt bekomme. Dieser nahm nun eine gründliche Leibesuntersuchung bis auf die Schuhsohlen vor und nachdem er alle Ritzen und Fugen der Kabine untersucht, auch mein Gepäck bis aufs kleinste auseinandergerupft hatte, nahm er alles, was Papier nur ähnlich sah, mit und breitete es im Speisesalon auf einem Tisch aus.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das Mittagessen hatte ich dadurch verpaßt. Ich blieb aber bei meinen Papieren und erbot mich zu irgend einer Information, wenn der untersuchende Engländer sie bedürfe. Meine Tagebuchblätter konnte er nicht lesen, weshalb er frug, was das bedeute. Ich reichte ihm ein englisch geschriebenes Blatt und sagte, es gehöre zum Tagebuch, worauf er befriedigt war und sagte, ich könne alles zurücknehmen. Scherzweise frug ich dann noch, ob ich mir Falmouth ansehen könne, worauf er lächelnd erwiderte, dann würden sie mich gleich dort behalten. Damit war die unerquickliche Angelegenheit beendet. Daß wir hier vier Tage bis Samstag abend liegen sollten in steter Ungewißheit, ob wir durch den Kanal oder um Schottland herum den Weg wagen sollten, hatte wohl kaum einer der Passagiere gedacht. Die Hiobsposten, die jeden Tag von torpedierten holländischen Schiffen einliefen, ließen unsere Lage immer unsicherer erscheinen, sobald wir uns durch den Kanal wagen. Darum wurde nach London und Amsterdam depeschiert, in Hamburg konferiert und jedenfalls auch viel diplomatisiert, aber alles ohne genügende Unterlagen für eine gesicherte Fahrt nach Amsterdam. So vegetierte man weiter an Bord, aß, trank, spielte, las, rauchte, spazierte und konferierte, wachte und schlief, bis der nächste Tag dem vergangenen Platz machte. Am Freitag den 24. März kam der große Ozeandampfer Nieuw Rotterdam durch den Kanal und legte sich neben uns. Er war voll besetzt mit Passagieren, die nach Amerika fuhren, deshalb konnte er von uns die drei Damen nicht mehr übernehmen, die ihre Fahrkarten dorthin bereits besaßen.

Endlich am 25. März, abends 6 Uhr, verließen wir mit unserem Schwesterschiff der Tambora, den Hafen von Falmouth und gingen außerhalb vor Anker, beleuchtet von den Scheinwerfern der Küste. Sicher oder unsicher und doch so sorglos in dem schwimmenden Hotel bis in die späte Nacht hinein bei harmloser Unterhaltung, Spiel und Musik. Am Sonntag, den 26. März, 4 Uhr morgens, erwachte ich und bemerkte eine unheimliche Nachtlandschaft, denn die Scheinwerfer blitzten durch die Kabinenfenster. Unsere Schiffschrauben arbeiteten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

heftig, warum, weiß niemand, aber um 7 Uhr befanden wir uns auf der Rhede von Plymouth. Ein großer Transportdampfer lag unweit neben uns. 5000 Mann wimmelten darauf, seit acht Tagen in Erwartung, bald als Maschinengewehrfutter nach dem Kontinent befördert zu werden. Torpedoboote jagten hin und her in dem ausgedehnten natürlichen Hafen mit seiner reizenden Uferlandschaft. Wie man hört, sollten sie den großen Transportkasten eskortieren.

Die Konsequenz des Krieges zeigte sich auch hier. Der sonst so belebte Hafen war auffallend leer. Nur einige leere Dampfer und kleine Lokalboote sah man auf der ausgedehnten Wasserfläche. Ab und zu legte solch kleines Gefährt bei uns längsseits an, um uns Fleisch, Gemüse, Früchte, Mehl und die unvermeidlichen News-Papers mit ihren vielen Bildern und auffallenden Überschriften zu bringen, die von einigen Fahrgästen gekauft und wie Zuckerbrot verkaut wurden. Unter dem großen Geschrei fand man in der Regel wenig mehr wie gar nichts. Ich las sie der kleinen Schrift und des faden Inhalts wegen nicht. Auch die einlaufenden Telegramme fanden wenig Beachtung mehr. Es schien etwas langweilig zu werden an Bord.

Trüber Himmel und Nebel, der sich bis Mittag zu regelrechtem Regen verdichtete, brachte uns das bei den Südwestern so verpönte, mitteleuropäische März- und Aprilwetter. Diese ungewohnte, nasse Frische genoß man wohl für ein paar Minuten, auf die Dauer aber war sie für den, aus dem heißen und dürren Südwest kommenden Reisenden recht empfindlich. Wer sich keinen Schnupfen holen wollte, blieb in dem warmen Salon. Hier konnte man die verschiedenen Mittel gegen die Langeweile beobachten.

Wer sich nicht am Karten-, Dame- oder Schachspiel beteiligte, konferierte, disputierte und politisierte über den Inhalt der Telegramme und Zeitungen, welche die Engländer an Bord brachten bei Whisky oder Schiedamer.

Man fügte sich in der unvermeidlichen Unbestimmtheit. Niemand wußte, ob und wann wir abfuhren oder verharrten, denn auch die geplante Abreise wurde wieder aufs unbestimmte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

verschoben. Der vollbesetzte Transportdampfer lag auch schon acht Tage. Man sprach von einer Rundfahrt um Irland und Schottland durch die Nordsee auf Norwegen los und daß, wenn wir dort nicht das Opfer eines Torpedos oder Mine würden, wir wohl gnädiglich nach Hamburg gebracht werden könnten. Telegramme und Blätter meldeten eine große Rührigkeit der neuen deutschen U-Boote, die an Schnelligkeit alles dagewesene übertrafen und rücksichtslos jedes in Sicht kommende Schiff in den tiefen Keller beförderte. Diverse Proben mit Abbildungen der Schiffe, u. a. des großen Dampfers Sussex, brachten die News Papers und besagten, daß auch jedes neutrale Schiff, welches Verkehr mit den britischen Inseln unterhält, sich dieser Gefahr aussetze. Alles war darauf berechnet, in Holland antideutsche Gesinnung zu pflegen. Wir haben viel Kohlen eingenommen und am Nachmittag brachten uns die Engländer von ihrem Überfluß geschlachtete Schweine und einige Ochsen an Bord, 20 Sack Kartoffeln und Mehl, frische Fische und Gemüse, Südfrüchte und Backwaren.

Wir lagen jetzt schon im zweiten Hafen Englands. Abends beachten wir ein großartiges Schauspiel. Die ganze Gegend wurde mit vielen Scheinwerfern beleuchtet, die das Wasser absuchten. Torpedoboote jagten hin und her, als wenn es sich hier auch um die höllische Gefahr der deutschen Tauchboote handele.

Gegen die Zeppelinangst waren zwei Scheinwerfer der hin- und herfahrenden Schiffe mit dem Absuchen der höheren Regionen beschäftigt. Das ganze machte den Eindruck eines Geschützfeuers ohne Kanonendonner. Am folgenden Morgen brachte ein Boot die Nachricht, daß nur in einer halben Stunde Entfernung ein englisches Transportschiff von einem U-Boot versenkt worden sei, welches sogar Besuch im Hafen gemacht habe. Infolgedessen blieben wir auch hier noch liegen und nahmen weiter Kohlen ein, auch noch mehr Proviant. Tambora von Rotterdam lag unweit, ebenfalls der vollbeladene Transportdampfer. Ein Geschäftsmann aus Plymouth war so freundlich, allerlei Wollsachen und Schuhwerk an Bord zu schaffen,

um es gegen klingende Münze umzusetzen. Das verkörperte Sinnbild englischer Menschenfreundlichkeit und praktischen Eigennutzes. Kaum aber hatten die Behörden davon Wind bekommen, als auch schon ein Motorboot mit der Order an Bord kam, daß alles von irgend einem Deutschen an Bord gekaufte sofort zurückgegeben werden müsse. Selbstredend dachte doch kein Mensch daran, diesem lächerlichen Befehle zu gehorchen. Was gekauft ist, ist gekauft, sagte das deutsche Fräulein, und was verkauft ist, nennt der Händler buisseness. Armer Engländer, was bist du ohne buisseness, und wir — was wollten wir beginnen ohne seine Menschenfreundlichkeit in der Abgabe von Kohlen, als Maschinenspeise und — ohne die Mittel, welche den unablässigen Mahner im Zentrum unseres Ichs stillen müssen? Voll Ungewißheit blickten wir in die nächste Zukunft. Die Gefahr, durch die mit Minen gespickte Enge von Dover bis Calais und darüber hinaus ein Heer der hier so verhaßten deutschen Submarine einerseits, und die lange Reise zurück und dann nordwärts um Irland und Schottland. Beides blieb für uns das strittige Wahlobjekt. Aber wir wollten und mußten vorwärts der Heimat zu. Schiffsführer und Gesellschaft hatten schon acht Tage lang telegraphiert und beraten, das kleinere Übel dem größeren vorzuziehen. Es blieb also, um der größten Gefahr auszuweichen, nur der Weg in der Richtung auf den Nordpol übrig. Unser Kapitän hatte deshalb mit seinem Kollegen von der Tambora beschlossen, nordwärts um Schottland zu fahren auf Norwegen zu. Bei Bergen sollte uns ein Schleppboot von Rotterdam zu etwa nötiger Assistenz treffen.

Am 28. März, abends 6 Uhr, setzten sich unsere Schiffschrauben in Bewegung und schon um 8 Uhr sahen wir das Leuchtfeuer von Landsend wieder zur Rechten, was wir acht Tage zuvor zur Linken hatten. Erleichtert atmeten die Gemüter auf; denn wir rückten mit jeder zurückgelegten Meile weiter aus der gefährlichen Zone der Minen und Torpedos. Die letzte an Bord gekommene Zeitung brachte einen Artikel über die durch Taucher untersuchte Tubantia. Darin seien Teile eines Geschosses gefunden worden, welches bei Schwarzkopf in

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Berlin angefertigt worden sei. Damit wurde nun der Welt (der Gedankenlosen) aufgetischt, wie es feststehende Tatsache sei, daß die Torpedierung durch ein deutsches U-Boot geschehen. Dies war ja auch durch drei vereidigte Zeugen festgestellt. Solche Menschen finden sich bekanntlich zu Wasser und zu Lande genug. Schwerer sind wohl die ausfindig zu machen, welche die deutschen Torpedos auf das englische Unterseeboot brachten, welches die Tubantia torpedierte, um die antideutsche Stimmung in Holland zu verstärken.

Die deutsche Regierung beantwortete die Anfrage kurz, daß zu der Zeit kein deutsches Tauchboot in der Nähe der Tubantia gewesen sei. Konnte England das auch sagen, ohne zu lügen? In Amsterdam, wo die Angelegenheit auch Erörterung in unserm Hotel fand, sagte mir ein gebildeter Holländer in Bezug darauf: „Deutschland hat zuviel Beamte im Lande, zu wenig im Auslande. Die Tubantia ist Nachts gesunken, aber Morgens um 7 Uhr waren schon drei englische Agenten zur Stelle, um Stimmung zu machen." Ich erinnerte mich eines Passus aus dem ersten englischen Telegramm: „Und wenn die Lügen auch noch so dick aufgetragen werden — es steht fest, daß ein deutsches Unterseeboot es getan hat." Solche Behauptungen erwecken Mißtrauen. Der englische Agent sitzt in allen fünf Erdteilen. Er ist zu finden bei allen neutralen Post- und Zollämtern. Er überwacht die Grenzen genau, daß etwa Deutschland nichts geliefert wird, was es am Verhungern hindern könne. Durch wirtschaftlichen und politischen Druck werden auch solche Länder in ihrer Bewegungsfreiheit aufs schwerste beeinträchtigt, die neutral sind und bleiben wollen. Entscheidend für Englands Interessen sind stets nur die „Grundsätze der Menschlichkeit" solange es dem angelsächsischen Herrentum paßt, nicht blos die Gewalt über alle Meereswogen zu haben, sondern auch das Hausrecht in neutralen Ländern. In Las Palmas verspürten wir auch einige Proben der Bevormundung.

Mit dem Verlassen des Hafens von Plymouth waren auch wir davon erlöst. Mit der Rotterdamer Tambora fuhren wir wie Bruder und Schwester auf 500 Meter Abstand auf dem

Atlantischen Ozean bei voller Illumination, was einen prachtvollen Anblick bei den auf- und abgehenden Schiffen gewährte. Am Morgen des 20. März meldeten Markonitelegramme die üblichen Siege der Alliierten in Ost und West, sowie ein verheerendes Sturmwetter in England. Am 31. März waren wir nordwestlich von Schottland angelangt. Am 1. April bemerkten wir viele Schiffe. Von hinten näherte sich uns ein englisches Kriegsschiff mit vier Schornsteinen, welches stets lavierend näher kam. Auch viel Torpedoboote jagten hin und her. Wir befanden uns nördlich von Schottland. Weiterhin sahen wir Land zu beiden Seiten. Wir fuhren durch die Orkney-Islands. Gegen Mittag ließen wir die Anker in dem schottischen Hafen Kirkwall fallen, wo auch einige norwegische und dänische Schiffe lagen, die, wie wir, auf die britische Revision warteten. Es war Samstag Mittag, weshalb wir bald abgefertigt wurden, und konnten nach zwei Stunden weiterfahren. Der Wind hatte sich gelegt, wir fuhren schnell. Noch 665 Meilen hatten wir bis Yumiden und konnten bis Dienstag früh dort sein, wenn uns kein Nebel hindert. Am Sonntag morgen hatten wir 25 Minuten Zeitdifferenz und wie ich am Kompaß sah, fuhren wir direkt östlich. Fünf Grad hatten wir schon in dieser Richtung hinter uns und befanden uns an der norwegischen Küste bei Bergen, welches aber des dichten Nebels wegen nicht zu sehen war. Bis nachmittags 5 Uhr lagen wir deshalb still und als der Nebel sich lichtete, ertönte ein Freudengeschrei der Holländer, denn das Rotterdamer Lootsenboot „Roodesee" war angekommen, das uns den Weg durch die Minenfelder zeigen, resp. vermeiden helfen sollte.

Es brachte Briefe für beide Schiffe und dann setzte sich unsere kleine Flottille in südlicher Richtung in Bewegung. Ein witziger Holländer nannte unser Schiff den Dreadnought, die Tambora, den Kreuzer und das Lootsboot bezeichnete er als Torpedoboot. Als Waffen führten wir Sirenen, Glocken und Pfeifen mit uns. Die See war sehr ruhig, die Luft klar geworden. Wir fuhren in einer Linie schnell und regelmäßig nebeneinander wie Bruder, Schwester und Kind. Schon gab es Fahrpläne für den Kontinent.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Am 4. März, abends, gabs noch ein Diner mit Champagner, wobei der erste Offizier eine Abschiedsrede hielt, die von einigen Gästen erwidert wurde. Noch einmal lagen wir vorsichtshalber still während der Nacht. Um halb 5 Uhr überfuhr uns ein Zeppelin, der von der aufgehenden Sonne rosig beleuchtet war. Ein herrliches Schauspiel, welches die Bewunderung der Holländer hervorrief, die ein solches Luftschiff noch nie gesehen hatten. Alles rüstete sich nun zum Verlassen des schönen Schiffes, das uns so lange als angenehme Wohnung gedient hatte und mir unvergeßlich bleiben wird. Noch einen Tag schöner, ja herrlicher Wasserfahrt auf spiegelglatter Meeresfläche und dann zeigte sich uns die holländische Küste. Nachdem die Turmspitzen von Amsterdam sichtbar geworden, verließen uns die beiden Geleitschiffe nach Rotterdam, an deren Stelle sich ein Amsterdamer Lootsenboot einstellte, mit dem wir nach Ymuiden fuhren. Hier sahen wir die ersten holländischen Soldaten, typisch holländisches Land, Häuser und Menschen. Während der Durchschleusung durch den Nordseekanal fuhren wir ganz langsam, bis wir nach dreistündiger Fahrt in Amsterdam abends 5 Uhr am Quai anlegten. Ein großes Publikum begrüßte seine Angehörigen bei der Ankunft aus dem fernen Ostindien.

Nur für uns Deutsche war niemand da. Ein Jeder suchte zunächst sein Hotel auf. Mir wurde das deutsche Hotel Union angeboten. Fräulein Sch. schloß sich an und nachdem auch unser Gepäck von Bord gekommen und übergeben war, befanden wir uns bald geborgen bei unserm liebenswürdigen Wirt Herrn Cremer, der soeben aus dem Schützengraben der Westfront auf Urlaub gekommen ist. Er war begeistert für das deutsche Vaterland und konnte uns manches erzählen von dem, was wir solange entbehren mußten.

Wie ganz anders sah uns jetzt die Welt aus. Im Restaurant disputierten die Gäste über den Krieg und die Weltlage, wobei oft die Gegensätze aufeinander platzten. Am nächsten Morgen holten wir uns vom deutschen Konsulat unsere Pässe.

Wir wurden unter der großen Menschenmenge sofort vorgelassen, als wir mitteilten, daß wir aus Südwestafrika gekommen seien. Da wir also an dem Tage nicht mehr nach Deutschland fahren konnten, besahen wir uns die Stadt Amsterdam und am Abend besuchten uns noch die nach Amerika fahrenden Damen zum Abschied.

Am 6. April morgens 8^{44} Uhr fuhren wir dann von Amsterdam durch das schöne Holland der deutschen Grenze zu. In Kranenburg, der letzten holländischen Station, wurden unsere Koffer revidiert, wegen der auf englischen Befehl verbotenen Einfuhr von Lebensmitteln nach Deutschland, wobei einem nach Wien reisenden Holländer noch ein halbes Pfund Tee abgenommen wurde. In Goch war endlich die erste deutsche Station erreicht, die uns in Amsterdam so schrecklich geschildert wurde, wo uns alles und jedes Schriftliche abgenommen werden sollte. Dort wurden wir jedoch von den deutschen Beamten so freundlich und zuvorkommend aufgenommen, daß man sich sofort wieder in die Heimat versetzt fühlen durfte.

Das Gemeinsame, was uns auf der Reise verbunden hatte, mußte nun aufgelöst werden, denn ein jeder reiste seiner besonderen Heimat zu. Meine erste Station war Wesel, wo ich viele Grüße bei den nächsten Verwandten und Bekannten und Berichte aus Afrika zu erledigen hatte, die um so freudiger aufgenommen wurden, als sich herausstellte, daß von den vielen Berichten nur ein kleiner Teil angekommen war. Heute kann ich an Hand meiner Verzeichnisse feststellen, daß nur der zehnte Teil aller abgesandten Briefe angekommen war, ein Beweis, daß die Engländer unterschlugen, was in ihre Hände kam.

Im Dezember und Januar erhielten wir in Afrika mehrere Briefe durch den deutschen Hülfsverein in Stockholm, die je zwei Monate unterwegs waren. Der erste von meinem ältesten Sohne aus dem Hamburger Hospital enthielt die für mich so freudige Mitteilung, daß er sich freiwillig zum Dienste des Vaterlandes gestellt, neun Monate in Rußland gekämpft, dort aber bei einem Sturmangriff vor Warschau am 4. August 1915 schwer verwundet, sich das eiserne Kreuz verdient hat. Er hoffe

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

aber bis zum Jahresschluß wieder hergestellt zu sein um nach Berlin übersiedeln zu können.

Die große Sehnsucht, ihn zu sehen, trieb mich zunächst dorthin. Die Freude des Wiedersehens nach dreijähriger Trennung war groß, um so mehr, als ich dank der geschickten ärztlichen Behandlung, nicht einen Krüppel mit zwei zerschossenen Beinen, sondern meinen schon bald wieder hergestellten Sohn und die andern Kinder umarmen durfte.

Meine Tochter, die in Rußland als Pflegerin diente, bat ich Urlaub zu nehmen und dann fuhren wir zusammen durchs deutsche von Feinden freie Land nach Bonn, dem Rheine zu. Welch wohltuendes Gefühl, überall die friedliche Arbeit des Landbaues und der tadellos bestellten Felder betrachten zu dürfen, zur Zeit, wo jede arbeitende Manneskraft im Felde steht. Überall vollkommene Ordnung, grünende Auen und vielversprechende Kornfelder.

Die Not macht erfinderisch, was aber die Kriegsnot alles gezeitigt hat, das zu sehen und zu hören, würde unsere Landsleute in Afrika in Staunen versetzen, wenn sie es wüßten.

Bei all den mangelhaften und falschen Berichten wissen sie aber doch, daß die deutsche Wacht nicht blos fest und treu am Rhein, sondern weit über den Rhein steht, daß wertvolle Pfänder für die Herausgabe der Kolonien sich fest in deutschen Händen befinden und auch bleiben werden bis ein ehrenvoller Friede die Opfer ausgleicht und die Wunden heilt, die der Krieg geschlagen hat. Wenn dann die Union von Britisch-Südafrika den auf 450 Millionen Mark geschätzten Sachschaden, den sie durch ihren Raubzug usw. angerichtet hat, bezahlen und dazu noch die Schande der Herausgabe von Deutsch-Südwestafrika auf sich nehmen muß, dann steht Louis Botha vor der von ihm geahnten Tatsache und kann sich seine Worte auf dem Landtag in Vrede ins Gedächtnis rufen:

„Wenn wir je von Deutschland sollten abhängig werden, das würde das unglücklichste Ding sein, was Südafrika je erlebt hat."

.....

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main